



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Vergißmeinnicht 1932

3 (1932)

---

# VERGISSMEINNICHT



## ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

Nummer 3

März 1932

50. Jahrgang

## Inhalt des Märzheftes:

Palmsonntag. Gedicht v. M. Herbert	65	Von Schwester Amata CPS.	76
Ostern! Neues Leben!	66	Ostermorgen. Gedicht von Josefina Moos.	77
Geschichte der Mariannahiller Mission. Von P. Dom. Sauerland	68	Das Missionsgebiet „Bulawaho“. Von P. Ignatius, RMM.	82
St. Joseph. Gedicht	72	Zwischen Tod und Leben.	85
Missionszyklus Papst Pius XI.	73	Die heilige Lanze. Historische Erzählung von Konrad Kummel	88
Der Osterflieger. V. Osw. Girehlen	75		
Von Maria Trost nach Sofimbaba.			

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

### Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:  
Mariannahiller Mission Würzburg, Pleiherrring 3  
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:  
Mariannahiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8  
Postcheckkonto Köln 1 652

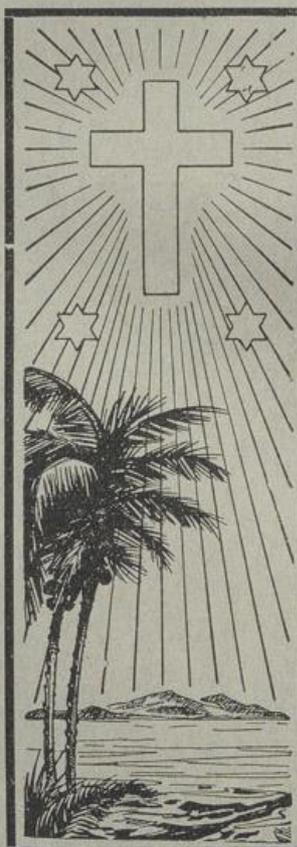
für Schlesien und Norddeutschland:  
Mariannahiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52  
Postcheckkonto Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:  
Mariannahiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a  
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:  
Mariannahiller Mission Auldorf, (St. Uri)  
Postcheckkonto Luzern VII 187

### Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowak.	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—



## IN DEN ZONEN fremder Länder

wie in der Heimat ist das Werk der Heidenmission ein dankbares Arbeitsfeld zur apost. Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. An Laienbrüdern haben wir Mariannahiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Handwerker, Arbeiter, Landwirte, stellt eure Kenntnisse und Fertigkeiten dieser großen Sache zur Verfügung!

Anmeldungen richte man an

H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Joseph  
Reimlingen, Bayrisch-Schwaben oder

H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul  
Post Walbeck, Rheinland.

## Aus Welt und Kirche

551 Selig- und Heiligspredungen. Die Ritenkongregation hat soeben ein Verzeichnis herausgegeben, demzufolge der Kongregation gegenwärtig 551 Selig- und Heiligspredungsprozesse vorliegen. Sie erstrecken sich bis auf das 13. Jahrhundert zurück. Alle Erdteile sind vertreten, und zwar Afrika mit 8 Prozessen, Nordamerika mit 12, Mittelamerika mit 2, Südamerika mit 21, Asien mit 24, Ozeanien mit 2 und Europa mit 482. Unter den europäischen Prozessen ist Deutschland mit 6, Österreich mit 1, England mit 6 vertreten, Belgien mit 13, Tschechoslowakei mit 1, Frankreich mit 116, Schweiz mit 2, Irland mit 3, Spanien mit 55, Holland mit 2, Italien mit 271, Rumänien mit 1, Jugoslawien mit 1, Portugal und Polen je mit 2. Bei 57 Fällen handelt es sich um Heiligspredung, bei 494 um Seligspredung. Einige Fälle beziehen sich auf mehrere Personen, so z. B. die Märtyrer-Prozesse. Einige der Prozesse reichen bereits bis zum 13. Jahrhundert, 5 bis zum 14. Jahrhundert, 2 bis zum 15., 25 bis zum 16., 111 bis zum 17., 110 bis zum 18., 247 bis zum 19. und 49 gehören ins 20. Jahrhundert.

**Ehesonntag und Katholiken-Ehebund.** Der hochwürdigste deutsche Episkopat hat in den letzten Jahren angeordnet, daß an einzelnen Sonntagen des Kirchenjahres verschiedene wichtige kirchliche Probleme besonders eingehend auf der Kanzel, in den katholischen Vereinen und in unserer Presse behandelt werden sollen. Und so wird der Jugend-, der Presse-, der Schul- und der Ehesonntag eingeführt. Diese Maßnahme hat sich bisher glänzend bewährt, und es wäre nur zu wünschen, daß jeweils das Programm dieser Sonntage in allen Pfarreien recht ausführlich behandelt und die von den Bischöfen ausgegebene Parole in jedes katholische Haus hinein getragen würde.

Von besonderer Bedeutung scheint uns der Ehesonntag im Januar zu sein. Er stellt unseren Familien die Idealfamilie von Nazareth vor Augen und dies ist heutzutage notwendiger denn je. Gibt es doch heute Gelehrte, die behaupten, die Familie habe sich überlebt und sei abgedankt. So predigt man in Rußland und der Amerikaner Calberton schrieb in seinem Buch „Der Bankrott der Ehe“: „Die alte Familie lebt nicht mehr. Das alte Heim ist verdrängt worden durch das Kino, den Klub und den Tanzsaal. Das Heim ist ein Platz, wo man speist und stirbt, und die alten Bilder, die unter dem Titel „Häusliches Glück“ Szenen einer ernstern, ruhigen Behaglichkeit dar-

stellen, erscheinen dem modernen Empfinden fremd und wenig anziehend.“ — Also, so weit sind wir gekommen, daß man kühn zu behaupten wagt: „Die alte Familie lebt nicht mehr.“ Wir drehen den Satz um: Die alte Familie muß wieder kommen! Die Familie, in der der Vater die Rolle des heiligen Josef spielt, die Mutter ein Nachbild Mariens wird und das Kind den Jesusknaben als Vorbild nachahmt.

Die wichtigste Aufgabe des katholischen Ehesonntags aber ist unseres Erachtens, die heranwachsende Jugend auf den heiligen Ehestand vorzubereiten. Wir müssen die Schlagworte „Kameradschafts-ehe“, „Ehe auf Probe“, „Ehe zu Dritt“ wieder aus den Köpfen unserer jungen Leute verdrängen, müssen ihnen einhämmern, daß sie, wenn sie zum Heiraten berufen sind, ihr Glück nur in der echt katholischen Ehe finden, die nach den Grundsätzen der Ehe-Enzyklika unseres Heiligen Vaters abgeschlossen ist. Viele Familien haben kein Verständnis mehr für den katholischen Ehesonntag. Sie lehnen die katholische Ehemoral ab. Da wo der Mann der Kirche den Rücken gekehrt und die Frau für seine glaubens- und sittenlosen Ideen gewonnen hat, wird es sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein, wieder katholischen Geist in die Familie zu bringen. Darum müssen wir unser Hauptaugenmerk darauf richten, daß künftig möglichst viele gute, echt katholische Ehen geschlossen werden. Es ist auch meist schon zu spät, wenn man ein braves katholisches Mädchen, das in einen ungläubigen Mann vernarrt ist, von diesem abwendig machen will. Die Leidenschaft ist leider oft stärker als die Vernunft und als eine gute Erziehung. Wir müssen mit unserer Arbeit bei den jungen Leuten einsetzen, bevor sie ihr Herz verschenken, bevor sie sich binden und bevor sie ein Verlöbniß mit einem ungläubigen Menschen eingehen. Wir müssen die Mischehen bekämpfen, noch bevor der katholische Jüngling und die katholische Jungfrau sich den Lebensgefährten anderer Religionen ausgewählt haben. Wir müssen auch die falsche Anschauung widerlegen, daß es keine entsprechende Auswahl katholischer ehewilliger Herren und Damen gibt. Man nehme nur die Vorschlaglisten des Katholiken-Ehebundes Vasing vor München in die Hand und man wird sofort sehen, daß es genug junge Männer gibt, die noch auf dem Boden der Kirche stehen und gewillt sind, katholische Mädchen glücklich zu machen. Wir müssen mehr für unseren Katholiken-Ehebund tun, unsere

heiratsfähige Jugend auf diese Einrichtung aufmerksam machen und ihr den Eintritt zu dieser Organisation raten, aber rechtzeitig, nicht erst, wenn es zu spät ist. Wenn die erwachsenen Töchter den protestantischen Schwiegersohn ins Haus bringen und die ängstlichen Eltern beschwichtigen wollen: „Wir lassen uns ja katholisch trauen! Kinder können wir keine brauchen und wenn solche kommen, werden wir sie ja katholisch taufen lassen!“

Es ist viel notwendiger, Mischehen vorzubeugen, als nachher, wenn einmal die Ehe abgeschlossen ist, zu versuchen, einen katholischen Geist in sie hinein zu bringen. Freilich müssen wir auch dies mit allen Mitteln anstreben. Aber die Ansichten sind nicht so günstig, als wenn wir danach trachten, gleich von vorne herein echte katholische Ehen in die Wege zu leiten.

Aus diesem Grunde sollte am Ehesonntag von allen Kanzeln, in der ganzen katholischen Presse und bei allen Veranstaltungen im Dienste des katholischen Eheideals auf den Katholiken-Ehebund in Paris vor München hingewiesen werden. Er hat bereits durch seine glänzenden Erfolge den Beweis erbracht, daß er zu den segensreichsten Einrichtungen gehört, die wir haben und noch manche Mischehe und gar viel Unglück könnte verhindert werden, wenn man diesen Bund rechtzeitig in Anspruch nehmen würde.

Für die Heimat Jesu. Aller Augen sind jetzt begreiflicherweise auf die großen wirtschaftlichen Probleme und politischen Bewegungen gerichtet, die sich in unserer Umgebung abspielen. Nichtsdestoweniger gibt es jederzeit Dinge idealen Charakters, die selbst zur Zeit größter Not nicht an Allgemeininteresse verlieren. Dazu gehört vor allem das große Glaubensgut und dann auch die Heimat unseres Glaubens, das heilige Land. Wir finden bei fast allen Heiligen und auch bei echten Satchristen einen wahren Drang ins heilige Land. Das fromme Mittelalter hat zwei Jahrhunderte lang um den Besitz der heiligen Stätten gekämpft und Tausende von Kreuzfahrern in das heilige Land gesendet; und nicht ganz vergebens. Unsere Zeit kennt zwar keine großen Kreuzzüge wie das Mittelalter, auch nicht Massenpilgerzüge wie in der Vorkriegszeit, aber deswegen darf uns das heilige Land nicht ganz gleichgültig werden. —

Es ist der Traum der Zionisten, Palästina wieder für sich zu gewinnen und ein geeinigtes Judenreich aufzurichten. Die Türken werden das natürlich nicht

so leichtherdigs zugeben. Aber auch uns Christen darf das nicht gleichgültig sein; denn Palästina ist geheiligt durch das Leben und Leiden Christi und soll uns nicht durch Gleichgültigkeit ganz verloren gehen. Es muß daher das Bestreben eines jeden Katholiken sein, die heiligen Stätten Palästinas der Kirche Christi erhalten zu helfen. Papst Leo XIII. hat das in einem eigenen Breve ausgesprochen und die Katholiken ermahnt, im Verein mit den Wächtern des Heiligen Grabes, den Söhnen des hl. Franziskus, die ehrwürdigen Stätten Palästinas zu hüten. Mit dem einmaligen kleinen Opfer für das Heilige Grab am Karfreitag ist noch nicht alles getan; das Interesse für das Heilige Land muß viel tiefer gehen, es muß ein bleibendes und werktätiges sein.

Es besteht ein eigener Verein, der diesem Zwecke dient. Der Verein heißt „Kreuzarmee“ mit dem Sitz in Wien. Die Mitglieder dieses Vereines sind gleichsam Kreuzfahrer im Sinne des Mittelalters, die für die Befreiung und Erhaltung der heiligen Stätten kämpfen. Der erste Zweck dieses Vereines ist aber nicht etwa die unvermeidliche Sammlung von Geldspenden für das heilige Land, sondern vielmehr die Wefung des Interesses für das heilige Land. Arbeiten für das heilige Land heißt arbeiten für den Glauben. Es ist das wirklich ein „Gutes Werk“ und zwar nicht bloß im Sinne eines Almosens für das heilige Land, sondern mehr noch im Sinne einer Aposteltat für den hl. Glauben.

Lieber Leser! Wer du auch bist, erforsche dich einmal über dein Interesse für das heilige Land. Du brauchst nicht Jerusalem-pilger zu sein; als gewöhnlicher Christ schon mußst du dich für das heilige Land interessieren. Ließ einmal ein Buch über das heilige Land. Es gibt so viele und schöne Pilgerbücher, z. B. Ketter, Im Lande der Offenbarungen; Reppner, Wander- und Wallfahrten im Orient; Klok, Was ich unter Palmen fand; Rösch, Auf biblischen Pfaden; Zach, Palästina usw. Es hilft das viel, sich in die Geheimnisse unseres hl. Glaubens tiefer einzufühlen.

Dann werde Kreuzfahrer! Schliche dich dem Verein der Kreuzarmee an. Du übernimmst damit keine neuen Gebetspflichten und auch keine bedeutende Belastung deiner Kasse. Ein kleines Jahresalmosen für das heilige Land wirst du wohl noch übrig haben, und du gewinnst daraus doch eine Stärkung deines Glaubenslebens. Willst du noch mehr tun, dann biete dich als Förderer der Kreuzarmee an. Auskunft erhältst du vom Kommissariat des Heiligen Landes für

# Vergißmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der  
Marianthaller Mission



Nummer 3

März 1932

50. Jahrgang

## Palmsonntag

Die Palmenzweige nahen wie ein Wald.  
In dichte Nebel hüllt der Weihrauch ein  
Das Schiff des Doms. Des Frühlings Sonnenschein  
Wirft durch die Fenster Regenbogenglanz.  
Und feierlich die Priesterstimme schallt:  
*Procedamus in pace.*

In tiefem Frieden wallen sie entlang,  
Die noch dem Welterlöser gläubig sind.  
Ja, tief im Frieden wallen Greis und Kind,  
Als wär's die Straße von Jerusalem.  
Und hell und selig tönt ihr Grußgesang:  
*Hosanna in excelsis.*

Und wieder werfen sie die Kleider hin  
Zu seinen Füßen! All ihr träges Leid,  
All ihre Hoffart, ihre Sündigkeit  
Dem Überwinder ihres Seelentods,  
Und jubelnd ihre Stimmen froh erblüh'n:  
*Benedictus, qui venit in nomine Domini!*

Gesegnet sei, der uns erlösen will.  
*Hosanna ihm, der uns're Sünde trägt,*  
*Hosanna ihm, der uns're Lasten wägt.*  
Dem heil'gen König der Barmherzigkeit.  
Und sieh! Im weiten Dome wird es still,  
Denn weiß und licht als himmlische Vision  
Erscheint der Herr und geht dem Volk voran,  
Ihr großer König und ihr Schmerzensmann,  
Gehüllt in seiner Unschuld Strahlenkleid.  
Und segnet sie und schaut sie liebeich an,  
Denn er ist wahr und wirklich Gottes Sohn:  
*Hosanna in excelsis.*

M. Herbert.

## Ostern! Neues Leben!

Der Herr ist wahrhaft auferstanden, Alleluja! Wo zwei Christen sich in diesen Tagen begegnen, muß ihr Grüßen lauten: Alleluja!

Christus ist in uns erstanden!  
Wir sind erstanden in Christus.

Als neue Menschen grüßen wir einander in dieser Zeit des großen Festes.

O hohes Geheimnis der neuen Menschwerdung, heiliges Mysterium Christi.

Wir stehen oben, im weißen Osterlichte der Gnade.

Tief unter uns liegt alles was war.

Das alte Leben, der alte Mensch, Erbschaft von Adam und Eva. Gefettet sein an Sünde und Not. All unser unerhörtes Sehnen nach einer wahren Freiheit. Wir wollten die Hände heben und wir verstrickten uns in Schuld.

Da kam Christus, der Heiland. Er stieg herab von der Höhe der Gottheit und trug unser dunkles Kleid. Er stellte sich vor uns und sagte: Ich will euer Führer sein.

Und er führte uns zunächst noch tiefer hinab in die Erde und sagte: Ihr müßt sterben dem alten Menschen, auf daß der neue Mensch werde. Er führte uns hinab die Stufen des vierzigtägigen Fastens und lehrte uns Entfagung und Leid. So tief wie er ist kein Mensch hinabgestiegen in alle Mühsale der Erde, so tiefes Leid hat keiner erfahren, wie er. Bis zum Letzten hat er das Leben der Adamsöhne gewählt, bis zum Grabe im Schoße der Erde.

In ihm sollte der sündige Adam ein für allemal sterben. Wer leben will, muß zuerst sterben in ihm.

Am großen Freitag sind wir hinabgestiegen in die dunklen Tiefen der Menschheit. Unten aber an der letzten Stufe, da leuchtete das Wasser des großen Sabbats entgegen. Da war das Bad bereitet zur neuen Geburt. Wir tauchten unter und empfingen die große Weihe.

Wie Christus aus dem Grabe erstand, so sind wir erstanden aus dem Brunnen der Taufe. In der Taufe haben wir neues Leben empfangen, Alleluja!

Alleluja! Ein Stein ist weggerollt, ein Weg ist frei! Nun steigen wir selig empor, wir Neugeborenen aus der Liebe des hl. Geistes, mit weißen Kleidern angetan, steigen wir empor, in ein neues Menschentum, viel höher, als wir es vorher gelebt.

Alleluja, dies ist der Anfang einer Seligkeit, die ewig sein muß. In ein neues Leben Christi, unseres Erlösers. Wir haben Teil an seiner Verklärung, wir leben von nun an sein Leben. Nicht mehr Erben von Adam und Eva, sondern Erben Gottes des Vaters. — S —



Eminenz Pacelli  
Kardinal-Staatssekretär

# Geschichte der Mariannhiller Mission

## Zum 50jährigen Bestehen Mariannahills

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

(Fortsetzung)

**D**ie Schule. Für den Eingeborenen ist die Schule von besonderer Bedeutung. Ein Vater stellt sein Kind, das eine Schule besucht, höher als die anderen. Er empfindet, daß höhere Bildung einen höheren Rang bedeutet. Heißt es allgemein, daß Bildung frei mache, so gilt dies besonders in Natal, wo es noch ein doppeltes Recht gibt, seit die Engländer dort herrschen: für die Europäer das englische Gesetz, für die Eingeborenen das sog. Kaffernrecht, beim dem der Häuptling (Chief) noch weitgehende Gewalt hat. Besteht der Eingeborene jedoch ein bestimmtes Examen im Lesen, Schreiben und Rechnen, so tritt er unter die Herrschaft des englischen Gesetzes und wird frei vom drückenden, oft willkürlichen Eingeborenenrecht. Diese Prüfung bestehen die Zöglinge der Missionschule leicht und erlangen so große Freiheit. Besonders Frauen kommt die Bildung zu gute, sie dürfen nicht mehr als Sklavinnen behandelt werden. Wegen dieser Vorteile allein besuchen schon viele die Schule. Am liebsten gehen die Eingeborenen zu den Missionaren; hier finden sie liebevolle Aufnahme nebst freier Verpflegung und werden auch gegen unverständliche Verwandte geschützt, wenn diese sie mit Gewalt zurückholen wollen. Die Schulen Mariannahills sind stets überfüllt und daran haben die Schwestern keinen geringen Anteil. Da die Schulen die besten und nachhaltigsten Pflanzstätten der Religion sind, — die Gewinnung der Jugend bedeutet nämlich die Eroberung eines Volkes, so darf man sich nicht wundern, daß Mariannahill soviel Gewicht gerade auf sie legt und ihr überall den ersten Platz einräumt, trotz der ungeheuren Kosten, die von der Genossenschaft fast ausschließlich selbst getragen werden. Für das Jahr 1889 bewilligte z. B. die Regierung für die Missionare bei einer Schülerzahl von über 300 Köpfen nur die Summe von 100 Pfund Sterling, obwohl sonst die Bewilligung eines jährlichen Zuschusses von mindestens 50 Pfund schon Schulen mit 20 Schülern bei einem gesetzlich vorgeschriebenen Maß von Kenntnissen der Schüler erteilt wurde. Die Bitte des Abtes um Erhöhung des „Schulgrant“ auf 500 Pfund wurde abge schlagen, weil die Trappisten eine religiöse(!) und politische(!) Gefahr für Natal bedeuten könnten, obwohl die Mariannahiller Unterrichtsmethode gleichzeitig von der Schulbehörde Lob erhielt. Sie wurde sogar zur Nachahmung empfohlen durch andersgläubige Schulmänner und Rommiffare. Heute hat sich darin natürlich eine bessere Erkenntnis Bahn gebrochen. Lobende Artikel über Mariannahills Schulerfolge haben wiederholt die verschiedensten Zeitungen aller Richtungen in Natal gebracht; mag beim Streit um den Schul-Grant die Presse aus kleinlich religiösen Rücksichten auch vielfach gegen seine Erhöhung eingetreten sein. Da zeigt sich eben, wie selbst die Presse als Missionsmittel unentbehrlich ist, die je nach ihrer Stellungnahme Nutzen oder Schaden bereiten kann.

**Schule und Mission.** In Südafrika stellt das Schulwesen an Lehrer und Schüler andere Anforderungen als in Europa. Kinder aller Na-

tionalitäten und Lebensalter befinden sich oft in der gleichen Klasse. Dazu fehlt der Schulzwang, so daß in den Bänken plötzlich nach Tagen größter Überfülle solche von gähnender Leere folgen. Bei den sog. Kostschülern kommt das allerdings nicht vor. Genüigten anfangs die einfachen Schulfächer: Lesen, Schreiben und Rechnen in der Eingeborenen-sprache, so verlangte die englische Regierung bald den Unterricht in beiden, später selbst Geschichte und Geographie in eingeborener und englischer Sprache und zwar von staatlich geprüften Schulpersonen. Durch Einführung des Handfertigkeitsunterrichtes neben der religiösen Unterweisung und der Elementarlehre, eine Methode Mariannahills, die allseitigen Beifall fand und von der Regierung im ganzen Lande durchgeführt wurde, lernten die Schwarzen von Jugend an außer der gewöhnlichen Bildung Handwerke und Landwirtschaft, die wirklich ein Allheilmittel zur Ausrottung der eingeborenen Laster sind.

**Erfassung der reiferen Jugend.** Daß auch die Unterbringung und Belehrung der schulentlassenen Jugend im Josefs- und Marienhaus, die nicht nur Industrieschulen, sondern zugleich Erziehungsstätten der reiferen Jugend zur christlichen Ehe sind, von besonderer Bedeutung ist, wurde bereits erwähnt. Der „Weibertrost“ gegründet zur Unterbringung der Frauen, die in Vielweiberei gelebt, das Band gelöst und das Christentum angenommen haben, ist eine segensreiche Einrichtung. Oft werden die Insassen von Weißen zur Aushilfe gefordert und ihres vorbildlichen Schaffens wegen gelobt. Setzt sich allmählich die soziale Reform unter der schwarzen Bevölkerung durch, die sich zeigt in dem Verdrängen der Feldhaxe durch den Pflug, der Rinderzucht durch die Schafzucht, der Fellbekleidung durch europäische Kleider und zunehmender Anschaffung europäischer Fabrikate, so haben unstreitig daran einen hervorragenden Anteil die Missionare von Mariannahill mit ihrer Schulmethode. Bei ihnen gilt ebenfalls der Grundsatz: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft, das Volk. Darum ist ihr Hauptaugenmerk bei der Missionierung auf das Blühen und Gedeihen der Schulen gerichtet und eine neue Filiale wird immer mit Eröffnung einer Schule begonnen.

**Wachsender Einfluß.** War man anfangs, bis die Sprache der Bevölkerung erlernt war, in der Missionierung nur Schritt für Schritt bis Pinetown bei Mariannahill und an der Seeküste entlang vorgegangen, so konnte man nach einigen Jahren bereits Station um Station strahlenförmig von der Abtei gründen. Das Kloster hatte sich von den unscheinbarsten Anfängen schon ansehnlich entwickelt. Ein stets sich weitender Kranz neuer Missionsposten wurde so geschickt verteilt, daß alle Kulturanlagen des fruchtbaren Landes nach Möglichkeit ausgenutzt wurden.

**Die erste Gründungsreihe von Stationen. Reichenau.** Die erste 42 Wegstunden westlich von Mariannahill entfernte Tochterstation Reichenau wurde 1886 auf Veranlassung eines Häuptlings gegründet, der von dem wundersamen Wirken der Missionare gehört hatte und die Patres drängte, alles von seinen Leuten bewohnte Land zu erwerben, damit dorthin keine Engländer (Anderzgläubige) kämen. Es wurde genügend Land erworben. Ein Pater und acht Brüder wurden sogleich beauftragt, im fruchtbaren Tale des Polesaflusses nach der bekannten

Mariannahiller Art zu missionieren. Aber es fanden sich auch nicht wenige Schwierigkeiten. Ein halbes Jahr später hielten die ersten Schwestern ihren Einzug und begannen eine blühende Missionschule. Liegt auch das Eisenbahnstädtchen Pinetown nahe, so ist die Gegend doch spärlich bevölkert, weil das Land bald in Farmen aufgeteilt wurde, wodurch die Schwarzen, außer denen, die auf dem Missionslande wohnten und derjenigen im Dienste der Farmer, fortzogen. So entstand der zunächst viel versprechenden Station ein großer Nachteil, Reichenau blieb isoliert, bis Außenstationen mit Schulen und Kirchen vorhanden waren. Im Jahre 1930 besaß die Station fünf sog. Exposituren: St. Joseph, St. Antonius, St. Salvator und die sel. Martyrer von Uganda ohne regelmäßigen Gottesdienst. Reichenau hat wohlgepflegte Gärten, Felder und Waldanlagen. Das Klima ist gesund, doch im Winter recht rauh. Oft erfrieren Holzpflanzungen und im Sommer vernichten Wasserterschäden und Hagelschläge regelmäßig ein Stück der Ernte. Bei guter Düngung ist der Boden sehr fruchtbar, weshalb Reichenau die Kornkammer Mariannahills heißt.

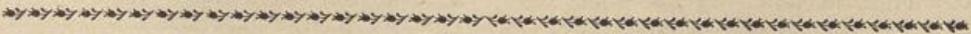
**Einsiedeln** (1887). Auf Reichenau erfolgte die Gründung von Einsiedeln, die zunächst als Verbindungsposten und Haltestelle für Transporte und Reisende nach der 1900 Kilometer entfernten ersten Tochter des Mutterklosters gedacht war. Durch diese Zwischenstation wird das Reisen und Übernachten von Missionaren erleichtert und verbilligt. Zudem befindet sich auf der ganzen Strecke eine dichte Eingeborenenbevölkerung und so wäre Einsiedeln ein ergiebiges Missionsfeld längs des Ilova-Flusses. Der Grundbesitz der Mission ist hier leider nur gering, obwohl billig erworben. Obst, Wein und Gemüse liefern ausgedehnte Gärten. Wegen seiner idyllischen Lage am Fuße eines Höhenabhanges war Einsiedeln stets begehrt von erholungsbedürftigen Ordensleuten. Doch vergingen 25 Jahre bevor Einsiedeln eigentliche Mission wurde. Im Jahre 1912 wurde erst eine Schule eröffnet. Um diese Zeit erfolgten zahlreiche Konversionen von Sektierern, ganzen Familien, ja ganzer Gemeinden. Im Jahre 1921 mußte wegen Priestermangel die Station vorübergehend mit der eigenen Tochtergründung St. Bernard, welche von einer deutsch-protestantischen Familie erworben wurde, verbunden werden, seitdem nimmt die Missionsarbeit einen guten Verlauf. Inzwischen kamen noch drei Exposituren (Außenstationen) dazu.

**Revelaer** (1887). Südlich von Reichenau befindet sich ebenfalls, als Haltestation zunächst gedacht, das recht schön gelegene Revelaer mit geringem Landbesitz. Der Boden liefert bei reichlicher Düngung Halmfrucht, doch schaden Wild- und Stachelschweine sehr. Die Bevölkerung läßt sich missionieren und das religiöse Leben blüht erfreulich. Leider erweist sich die im Jahre 1910 errichtete Kirche als viel zu klein, wie überhaupt die früher errichteten, stattlich erscheinenden Kirchen bereits viel zu klein wurden. Zu Revelaer gehören etwa 14 Außenposten.

**Blizberg oder Mariatal** (1886). Da keine gerade Straße Einsiedeln mit Reichenau verbindet, die den Verkehr der beiden an einem Tage gestattet, so mußte eine neue Zwischenstation geschaffen werden, die 33 englische Meilen von Einsiedeln entstand am Kreuzungspunkt der Straße zum Polela mit der Hauptstraße von Maritzburg nach Griqualand und als Zentralpunkt, sowie Warenlager für die umliegenden



Die hl. Familie  
Altarbild in der Kapelle des Missionshauses St. Joseph



Missionspunkte dient. Gleich mit Kaufabschluß am 2. Juni 1886 begannen einige Brüder die Bebauung des Landes. Den Ort nannte man zunächst Blichberg, wegen der häufigen Gewitter, als Missionsstation heißt die Besitzung Mariatal. Die Station besitzt eine große Farm. Die Lage ist sehr gesund und der Boden äußerst fruchtbar, sodaß alle europäischen Bodenerzeugnisse auf ihm gedeihen; besondere Vorteile bringen der Weinberg und ein großer Obst und Gemüsegarten. Ein angelegtes Wäldchen sorgt für Brennholz. Die ganze Umgebung war über die Gründung, besonders der Schule, erfreut. Hier befindet sich auch ein Schwesternsanatorium. Seit 1925 besteht hier ein eingeborenes Priesterseminar. Solide Gebäude, sowie eine stattliche Kirche machen Mariatal zu einem ansehnlichen Missionspunkt mit beherrschendem Einfluß. Im Jahre 1923 wurde nach hier auch das Scholastikat der Kongregation errichtet, das dann aus wichtigen Gründen nach Würzburg verlegt wurde. Zu der Hauptstation gehören mehrere Außenposten.

**Lourdes:** Im Griqualand (Kapkolonie) 50 Meilen westlich von Revelaer liegt die 1888 eröffnete und an Bodenbesitz größte und an Erfolgen aussichtsreichste Station Lourdes mit ausgedehnten Ländereien und Wäldern. Hier konnten sofort mit Beginn der Missionstätigkeit Schwestern die Arbeit der Missionare unterstützen und eine Schule eröffnen. Die Zahl der Schüler und Kirchenbesucher war von Anfang an wider Erwarten gut, die Bekehrungen zahlreich. Ansehnliche Gebäude aus selbstgebrannten Ziegelsteinen schmücken diese bedeutende Missionsstation. Zwei stattliche Kirchen sind eine Zierde für die ganze Umgebung. „Die neuesten Erfindungen Europas an Maschinen aller Art gibt es hier. Das beste Zuchtvieh aus allen Weltteilen wurde eingeführt; die Felder bringen den herrlichsten Weizen hervor. In Lourdes ist ersichtlich, was Fleiß und Geschick auf südafrikanischem Boden vermag“, so spricht sich ein englischer Berichterstatter über diese Missionsniederlassung aus. Und alle sind einig in der Anerkennung, wie sie gelegentlich eines Besuches der Premierminister der Kapkolonie dieser Station zuteil werden ließ, der erstaunt war über die trefflichen, mustergiltigen Einrichtungen, die den Leistungen deutscher Mönche zu verdanken sind. Von besonderer Wichtigkeit ist hier die Handwerker-schule, die junge Leute in jedem praktischen Beruf ausbildet. Seit dem Jahre 1922 finden in Lourdes jährlich soziale Kurse statt, die von zahlreichen Gebildeten des ganzen Landes besucht sind.

## St. Joseph

Wo war ein Herz, wie deines treu,  
Wie deins an heil'ger Liebe reich!  
So rein wie frischgefall'ner Schnee,  
So demutsvoll, so still und weich.

Und war auch arm dein kleines Haus,  
Und hießt du schwer die Not nur fern —  
Es barg des Reichthums Fülle doch:  
Mit ihrem Kind die Braut des Herrn!

Wie strahlte hell dein Auge auf,  
Wenn „Vater“ sprach das süße Kind;  
Wie bebte dir dein Herz vor Glück,  
Wenn es sich an dich schmiegte lind!

In harter Arbeit regtest du  
Die fleiß'gen Hände ohne Raft  
Und trugst geduldig Jahr um Jahr  
Der grauen Alltagsorgen Last.

Und als dann heim der Herr dich rief,  
Als treu dein Lebenswerk vollbracht —  
In seinen Armen hast du still  
Die müden Augen zugemacht. — —

O Joseph, bitte du für mich,  
Daß treu mein Herz und still und rein;  
Daß ich wie du in letzter Not  
In Jesu Armen schlafe ein.

## Missionszyklika Papst Pius XI.

Alle Christen haben die Pflicht, an der Bekehrung der Heidentwelt mitzuarbeiten.

Wir brauchen nicht lange auszuführen, wie weit die von einer wahren christlichen Liebe, in der wir Gott und den Nächsten umfassen müssen, entfernt sind, die zum Schafstall Christi gehören, und sich gar nicht um die anderen kümmern, die in ihrem Unglück noch draußen stehen. Die heilige Pflicht der Gottesliebe fordert von uns, daß wir nach besten Kräften die Zahl derer zu vermehren suchen, die Gott erkennen und ihn anbeten „im Geiste und in der Wahrheit“ (Joh. 4, 24). Sie fordert, daß wir möglichst viele Menschen zum Reich unseres lebenswürdigen Erlösers führen, damit von Tag zu Tag der „Nutzen in seinem Blute“ (Ps. 29, 10) größer werde, und damit wir Ihm stets mehr zu Willen sind, dem nichts lieber sein kann, als daß die Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen (1. Tim. 2, 4). Wenn aber Christus gesagt hat, es werde das besondere und bestimmende Merkmal seiner Jünger sein, daß sie einander lieben (Joh. 13, 35; 15, 12), können wir dann unserem Nächsten eine größere und herrlichere Liebe erweisen, als wenn wir Sorge tragen, sie aus der Finsternis des Aberglaubens zu entreißen, und mit dem wahren Glauben Christi bekannt zu machen? Dies übertrifft alle übrigen Werke und Beweise der christlichen Nächstenliebe so sehr, wie die Seele den Leib, wie der Himmel die Erde, wie die Ewigkeit die Zeit überragt. Wer dieses Werk der Nächstenliebe nach besten Kräften ausübt, der zeigt, daß er die Gnadengabe des Glaubens so einschätzt, wie es sich gebührt; der zeigt auch die Dankbarkeit seines Herzens gegen Gottes Güte, indem er dieses Geschenk, das doch das wertvollste ist von allen, und die anderen Gaben, die mit dem Glauben verbunden sind, den armen Heiden mitteilt.

Wenn sich kein einziger aus der Gemeinschaft der Gläubigen dieser Pflicht entziehen kann, wie könnte es dann der Klerus, der durch die wunderbare Auserwählung und Gnadengabe Christi des Herrn teilhat an seinem Priester- und Apostelamte? Könnt Ihr es dann, Ehrwürdige Brüder, die Ihr, ausgezeichnet mit der Vollgewalt des Priestertums, ein jeder in seinem Sprengel der Geistlichkeit und dem Volke von Gott als Hirten gesetzt seid? Wir lesen ja, daß Christus der Herr nicht nur Petrus allein, dessen Lehramt Wir innehaben, sondern allen Aposteln, deren Stelle Ihr einnehmt, die Vorschrift gegeben hat: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium jeder Kreatur“ (Mark. 16, 15). Daraus folgt, daß die Sorge für die Glaubensverbreitung so zu Unserem Amte gehört, daß Ihr ohne jedes Zögern in Gemeinschaft mit Uns daran arbeiten und Uns bei diesem Werke beistehen müßt, soweit die Erfüllung Eurer eigenen und besonderen Aufgaben es Euch gestattet. Laßt es Euch deshalb nicht verdrießen, Unseren väterlichen Ermahnungen willig Folge zu leisten, denn von Uns wird einst der Herr genaue Rechenschaft fordern über dieses große Werk.



---

---

Dorè: Der Tod Jesu

---

---

## Der Osterflieger

Von Oswald Strehlen, Wien

Es war wie ein Sehnen zur Höhe, das schon in des kleinen Knaben Brust gereift und mächtig war und ihn den Blick mehr gen Himmel erheben ließ als seine Altersgenossen. Zuerst war es ein Schmetterling gewesen, dem er nachflattern wollte und dann eine Taube aus des Nachbars Garten, ja selbst den papierenen Drachen hatte er beneidet, den er an einer dünnen Spagatschnur gehalten hatte! Von den Bergen jubelte er herunter ins Tal und wo es den andern schon schwindlig wurde, da fühlte er sich erst am wohlsten. Als er aber einmal in einen Fesselballon mit seinem Vater aufsteigen durfte, da war sein Wunsch gereift, Flieger wollte er werden, das Meer unter sich sehen und das höchste Gebirge wie ein Riesenspielzeug. Einsam in den Lüften, fern der Erde, nahe dem Gotte, der auf vergoldetem Stuhle in ewiger Bläue sein Szepter schwang.

Seine Eltern ließen ihn gewähren. Er wuchs heran, studierte, unternahm Probeflüge und konstruierte selbst einen Aeroplan, der ihm Führer sein sollte. Die Studien nahmen ihren Fortgang, sein Außeres gedieh in anmutiger Weise, seine Zeichnungen waren einwandfrei und genial. Auch der erste Probeflug gelang vorzüglich und man jubelte ihm begeistert zu. Sein jugendliches Herz war voll Zuversicht und Seligkeit. Er hatte ja seinen Willen durchgesetzt und sein Wille führte ihn in den unendlichen Himmelsraum. Nacht und Tag und Tag und Nacht war er nun allein in vielen Hundertmetern Höhe und doch fühlte er sich dabei so weit von dem goldenen Himmelsthron!

Ja, die Vergötterung der Menschen tat ihm noch sehr wohl und da fühlte er nur zu deutlich, wie sehr er noch erdbeschwert war. Das schwellte seine Knabensehnsucht von neuem und er ging nun daran, Ungeahntes zu leisten.

Mit dem letzten Glockenschlage war er aufgestiegen in die blaue, klare Luft. Bim-bam, kling-klang riefen sie, komm mit uns den Herrn beweinen, der sich für seinen letzten Gang rüstet!

O, er hatte nicht gedacht, daß er an diesem Tage, da die Glocken zum letzten Male beim Gloria erklingen waren, immer mit seinen Eltern in der Kirche gewesen war, heute dachte er nur an seine Höchstleistung, an seine physische Kraft, an die Macht seiner neuen Erfindung! Weiter wollte er ja vordringen in das Luftmeer, so weit, wie keiner noch vor ihm. Schon längst hatte er den Kurs verloren und ein früher Abend senkte sich auf den so verheißungsvoll begonnenen Tag. Groß und still grüßte der Mond den rasend Dahingleitenden.

Noch saß er mutig am Steuer; denn hatte er auch die Richtung verloren, es war wahrlich nicht die erste Nacht in dieser unendlichen Einsamkeit. Einen Blick auf seinen Kompaß und er steuerte nach Osten: „Der Sonne entgegen!“ murmelte er vor sich hin. Ganz langsam kehrte er dabei das Gefährt den Niederungen zu, ein Versagen der Bremse war nicht ausgeschlossen und seine Höhe zu schwindelig, um sie in der gräßlichen Finsternis, die eine schwere Wolkenbank vor dem Monde verursachte, länger halten zu können.

Plötzlich aber fühlte er sich nicht mehr der Führung fähig und dann ging es abwärts mit rasender Schnelligkeit. Sekunden der Todesgefahr und Verzweiflung wiegen Jahre, ja Ewigkeiten auf.

Fahl sah der Morgen in sein todblaßes, tiefergeschrobenes Gesicht, als er sich unversehrt, nur schwindelig und todmüde am Sportplatz seiner Heimatstadt befand, von wo aus er seinem ersten Drachen neidvoll nachgesehen hatte und wo ein klagvolles Rattern aus der nahen Kirche den Tag der Schmerzen und des Leides, aber auch den Tag der Erlösung in die Lüfte trug.

Zerschellt und tiefeingerammt lag sein stählernes Himmelsroß, nur er war unversehrt wie durch ein Wunder.

Karfreitag! O, wie nah ist doch der goldene Himmelssthron und wie nah dieser Herrliche, den er suchen wollte in schwindeliger Höhe.

Der junge Flieger war in die Kirche getreten und hatte sich vor dem Gekreuzigten in die Knie geworfen und seine Knabensehnsucht zur Höhe hatte plötzlich ein ganz anderes, wundervolleres Gewand bekommen.

Du hast mich errettet, o Herr, als ich in eittem Vermessen Deiner ewigen Gesetze nicht achtend ziellos im Weltall steuerte, nimm mein Leben und führe mich zur wahren Höhe, laß mich einer deiner letzten Diener werden!“

Der abgestürzte Flieger, der sich nunmehr in ein Kloster zurückgezogen hatte, war in den Augen der Menschen bald von einem anderen Helden ersetzt und doch war er durch seinen Absturz erst wirklich emporgestiegen. . . . .

---

## Von Maria Trost nach Cofimvaba

Von Schwester Amata, CPS., Cofimvaba

(Schluß)

**I**ch blieb sodann noch einige Tage im Herz-Jesu-Heim und dann hieß es, nach Mariannahill. Während der Fahrt betrachtete ich das Meer, wußte ich doch, daß ich es bald nicht mehr sehen werde. 6 Wochen weilte ich in Mariannahill, dann machten wir uns auf nach Cofimvaba im Transkei, in der Kap-Provinz. Am 13. August verließen wir unser Provinzialhaus. Schwester Oberin begleitete uns, da Schwester Provinzialin sehr mit Arbeit überhäuft war.

Schnell brachte uns das Auto nach Pinetown. Dort stand schon der Zug bereit, der uns nach Durban brachte. Eine Straßenbahn führte uns zum Hafen. Dort lag das große Schiff, Drundel Castle, welches uns nach East London bringen sollte.

Sobald die Leiter angelegt war, stiegen wir hinein und besahen uns daselbe. Es lagen noch mehrere Schiffe im Hafen. Viele kleine Schiffe, Motor- und Kohlenschiffe usw. fuhren hin und her. Die Vögel umkreisten dieselben und setzten sich aufs Wasser.

Die Mannschaft auf unserem Schiffe war eifrig am Einladen. Es war ein großes Schiff mit einer Menge von Rettungsbooten. Nachmittags kamen viele Leute an Bord und wir schauten uns dies bunte Treiben an. Auch Schwester Oberin von Mariannahill kam, nachdem sie ihre Geschäfte

## Ostermorgen

Noch ruh'n die Lande traumverloren,  
Und friedlich schlummern Wald und Feld,  
Da tritt aus gold'nen Wolkentoren  
Der Ostermorgen in die Welt.  
Und brausende Triumphgesänge  
Durchzieh'n das frühlingsfrische Land,  
Denn mächtig in die Glockenstränge  
Greift er mit kraftbeseelter Hand.

„Erwachtet aus des Schlummers Banden,  
Das ist der Tag, den Gott gemacht,  
Christus, der Herr, ist auferstanden  
Aus Todesbann und Grabesnacht!“  
So klingt es jubelnd in den Lüften,  
Von allen Türmen fort und fort,  
Und weckt das Echo in den Klüften  
Im dunkeltiefen Felsenhort.

Der Frühwind trägt es auf den Schwingen,  
Die Quelle nimmt es mit zu Tal,  
Der Hain erwacht, die Vögel singen  
Dem Schöpfer einen Festchoral.  
Und durch die heil'gen Tempelhallen  
Tönt Festgesang und Orgelbraus,  
Und andachtsfrohe Beter wallen  
In Scharen heut' ins Gotteshaus.

Und neuer Glaube, neues Hoffen  
Erhell't das dunkelste Gemüt,  
Die Himmelstore stehen offen,  
Der Liebe heil'ge Flamme glüht.  
Zerrissen sind der Sünde Banden,  
O sel'ges Wunder, das geschah,  
Christus, der Herr, ist auferstanden,  
Alleluja, Alleluja!

Josefine Moos

in Durban erledigt hatte, wieder zu uns aufs Schiff. Es hieß endlich Abschied nehmen.

Einige Minuten später wurden die Brücken abgenommen, die Anfer gelichtet und gleich darauf begann die Schiffsmusik zu spielen, während die Passagiere dazu Abschiedslieder sangen. Wir drei Schwestern, Schw. Demetria, Schw. Harlindis und ich standen auf Deck und winkten der Ib. Schwester Oberin Abschied zu. Langsam verließ das Schiff den Strand. Wir waren getrennt von unseren Ib. Mitschwestern in Natal, wo wir lange zusammen in der Mission tätig gewesen, ich 34 Jahre, eine Schwester sogar 41 Jahre. Nun hatten die Obern uns einen neuen Posten anvertraut.

Zwei Schleppdampfer halsen der Drundel Castle hinaus ins offene Meer. Noch schauten wir zurück zur Volksmenge am Strand, zu den Schiffen, zur Stadt Durban. Langsam entschwand alles unseren Blicken; es gab jetzt kein zurück mehr. Wir drei Schwestern setzten uns und unsere Gedanken kehrten zurück nach Mariannahill und unserem früheren Wirkungskreis. Ruhig fuhr die Drundel Castle an den Ufern Natal's entlang. Bald gesellte sich zu uns eine katholische Kellnerin. Sie erwähnte Verwandte und Bekannte in Berlin, Wiesbaden und Baden-Baden. Alle jene mögen von ihr recht herzlich begrüßt sein. Wir Schwestern waren bald wieder allein und verrichteten dann unsere Gebete.

Wir ging es bald schlecht; die Seekrankheit packte mich. Es begann zu dunkeln. Ich suchte mir das beste Plätzchen aus und legte mich ins Bett. Auch meine Mitschwestern hatten argen Schwindel und sagten, daß sie mit einem solchen Schiff, wo es einem so übel wird, nicht mehr fahren wollten. Die Nacht kam mir länger vor als sonst, ich konnte nicht schlafen; es kam mir vor, als würde ich mit dem Bett hin und her gehoben. Endlich begann sich etwas zu regen. Auch der Tag schaute schon ein wenig durch die Luke in die Kabine hinein. Ich begab mich bald aufs Verdeck und hoffte, die frische Luft werde mir gut tun. Doch bald ging ich wieder in die Kabine und legte mich auf's Bett. Nach einer Weile sagten meine Ib. Mitschwestern, East London sei in Sicht. Gleich war ich wieder auf Deck. Um 7.30 Uhr morgens läutete die Schiffsglocke zum Frühstück. Ich aber zog es vor, nüchtern an Land zu gehen. Schon kam ein Dampfer dahergeschaukelt; das Hinsehen machte einen schon seekrank. Mit einem Kran wurde ein großer Korb auf unser Schiff gezogen, über dessen Rand Köpfe herausschauerten; es waren die Arbeiter zum Verladen des Gepäcks. Eine gute Stunde mochte verflossen sein, da war die Ladung zu Ende. Unterdessen hatten wir Muße genug, über unsere, uns bevorstehende Korb- luftfahrt, nachzudenken. Nun hieß es, fertig zur Fahrt. Wir drei Schwestern schlossen uns den anderen Reisenden an. Es ging durch ein schmales Pfortchen in den Korb hinein, wo je 10 bis 12 Personen Platz fanden. Er wurde von außen abgeschlossen und mit dem Kran über Bord in den kleinen Dampfer gebracht. Durch einen kräftigen Stoß wurden wir gewahr, daß wir auf demselben angelangt seien. Wir verließen eiligst den Korb und setzten uns auf die erste beste Bank, mit dem Ungeheuer der Seekrankheit kämpfend. Als alle verladen waren, verließ der kleine Dampfer das Schiff und in etwa 16 Minuten waren wir am Landungsplatz von East London. Die Brücken wurden angelegt und wir stiegen an Land.

Ein Agent, von den ehrw. Dominikanerinnen, in East London wohnend, kam und sorgte, daß unser Gepäck zur Bahn gefahren wurde. Wir



---

---

Dorè: Der Engel vor dem Grabe

---

---

selbst fahren per Auto zu den Schwestern und fanden dort liebevolle Aufnahme. East London ist eine schöne Stadt, an der Mündung des Buffalo-Flusses gelegen, welche zu den größten Häfen Südafrikas gehört. Malerisch lagen die Häuser zwischen grünem Gesträuch und Bäumen.

Hochw. P. Bonaventura Täckel von Cofimbaba hatte ein Auto gesandt, uns zu holen. Da in der Nacht etwas gefehlt hatte, kam es erst gegen 2 Uhr nachmittags in East London an. Um 5,30 Uhr verließen wir die Stadt und das Meer und hofften, noch in der Nacht unser neues Heim Cofimbaba zu



#### Fröhliche Ostern!

erreichen. Die Gegend war dort schön, zum Teil bebaut, wenn auch ganz verschieden von Natal. Weite Strecken sind unbewohnt.

Auf einmal gab's ein Halt. Der Gummireifen am Rad war beschädigt. Dunkle Nacht! Um 11 Uhr auf freiem Felde! Was jetzt, hier warten, bis Hilfe kommt? Der Chauffeur arbeitete, brummte für sich, warf alles hin, nahm es wieder in Arbeit, aber es ging nicht. Endlich kam von der entgegengesetzten Richtung ein Auto. Wir beteten fleißig zu den armen Seelen. Der Herr war gleich zur Hilfe bereit; auch seine Frau stieg aus, schaute und gab Rat und nach einer guten Stunde ging's weiter. Wir mochten eine Stunde gefahren sein, als der Chauffeur sagte: „Hier sind wir in einem Ortchen, Cathcart, da wollen wir übernachten; denn mit diesem Rade kommen wir nicht nach Cofimbaba.“ Er fuhr zum kathol. Priesterhaus, klopfte, läutete, rief gewaltig, daß ich fürchtete, alle Nachbarn würden aufwachen und uns als Ruhestörer ausschelten. Kein Mensch regte sich. Weiter ging's zum Hotel. „Dort werdet ihr Einlaß bekommen“, sagte kleinlaut der Chauffeur. Nach wenigen Minuten waren wir da, die Tür wurde geöffnet und wir konnten bis zum Morgen ausruhen.

Es war Samstag, 15. August, Maria Himmelfahrt. Eine hl. Messe anzuhören war nicht möglich. Das Auto mußte erst gemacht werden und es waren noch drei Stunden Fahrt nach Cofimbaba. Gegen 10,30 Uhr war alles in Ordnung und fort ging's durch eine wüste Gegend, weit und breit nur grauer Boden, Dornestrüpp und Steine. Nur selten sah man grünes,

bewohntes Land. Wasser war auch selten. Hier in dieser Gegend wird Schafzucht getrieben.

An einer Krümmung des Weges war vor wenigen Minuten ein Mann mit seinem Auto verunglückt. Er lag noch in demselben, stöhnte sehr und konnte nicht herauskommen. Man half ihm heraus und setzte ihn auf einen Stein. Seine Frau dankte und sagte, daß sie schon nach einem anderen Auto geschickt hätten und so fuhren wir weiter. Auf der ganzen Fahrt von Catheart bis hier hatten wir kaum einen Eingeborenen gesehen, keine Hütte, rein gar nichts. Welch ein Gegensatz: hier und Natal! Als wir den Reisfluß überschritten hatten, wurde die Gegend angenehmer. Wir waren jetzt schon in der Transkei im Sembuland. Noch war eine Stunde bis zu unserem Ziele. Wir kamen an einigen kleinen Bahnstationen vorbei. Hier und da begegnete uns auch ein Fuhrwerk. Recht malerisch kamen uns die mit hohem Segeltuch überspannten Wagen vor, die wohl den Buren gehörten. Damata, die Endbahnstation für Cosimbaba war erreicht. Schon war unser Gepäck dort. Noch 17 Meilen waren es bis zum neuen Heim. Die Wege waren sehr schlecht. Es schien, als seien wir von allen Seiten von Bergen umschlossen. Der Weg schlängelte an denselben herum. Unzählige Hütten, die Wohnungen der Tembus kamen in Sicht. Hoch oben am Berge schimmerte es hell auf, ein Bächlein bahnte sich den Weg zum Dorf. Wir schauten aus nach unserem Ziele, doch der Chauffeur sagte: „Ihr seht es erst, wenn ihr da seid.“

Wieder ging's über einen Bergrücken. Jetzt waren wir in Cosimbaba. An mehreren Häusern und Gärten vorbei fuhren wir bis zum Ende des Dorfes. Dort lag unser Klösterlein St. Jakob; es war Samstag Mittag um 2 Uhr, als wir ankamen. Von East London bis hierher hatten wir 156 Meilen zurückgelegt.

Der Chauffeur gab das Signal und Hochw. P. Bonaventura kam, uns zu begrüßen, hatte er doch schon lange auf Schwestern gewartet. Wir waren wohl auf große Armut gefaßt, die uns hier erwartete. Unsere gute Mutter Provinzialin war einige Monate zuvor hier gewesen und hatte ein leeres Klösterlein gefunden. Das Kapellchen, ein Zimmer in unserem Konvent war so arm und leer. Ist der liebe Heiland damit zufrieden, so sind es wir auch und sind glücklich im neuen Heim. Im ganzen Haus hatte man damals keine Schüssel, kein Geschirr, ja rein gar nichts gefunden. Zu 5 Personen hatten sie ein einziges Handtuch. Nichtwahr, liebe Leser, da ist wirklich hl. Armut zu Hause. Gewiß hat P. Bonaventura in den vier Monaten seines Hierseins viele und große Opfer gebracht, war er doch ganz allein. Er war gleichsam ein Lazarus, der sich sein Essen dort betteltete, wo er eben etwas erhielt. Mit Hilfe der hier wohnenden Weißen hatte P. Bonaventura das Klösterchen ein wenig ausgestattet. Wir fanden Betten, Stühle, ein wenig Geschirr, zwei kleine Brote und ein Säckchen voll Maismehl zum Brei kochen. Schwester Harlindis ging, nachdem wir dem lieben Heiland im Kapellchen unseren Dank abgestattet hatten, daran, etwas herzurichten, was trotz der großen Armut recht mundete, denn nicht nur wir, sondern auch P. Rektor schien Hunger zu haben.

Bereits 2 Wochen sind wir hier in Cosimbaba, haben schon Kraut, Bohnen, rote Rüben und Kartoffeln gepflanzt, aber bis wir die ersten Früchte unserer Arbeit genießen können, sind wir auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen und erfahren so recht, was Armut ist. Hätte der eine oder

andere Leser oder Leserin ein Almosen übrig, so wäre es für Cofimbaba sicher sehr gut verwendet. Auch wir beten täglich für die lieben Wohltäter, und gewiß wird der liebe Gott es allen lieben Spendern tausendfach vergelten.

## Das Missionsgebiet „Bulawayo“

Von P. Ignatius, RMM.

Nachdem ich in einem früheren Artikel gleichen Titels auf die Existenz der neuen Mission hingewiesen hatte, von der man in der weiten Welt so gut wie nichts zu wissen scheint, auch dort nicht, wo man es voraussetzen sollte, daß man am Lausenden ist, habe ich auch zugleich deren geographische Umschreibung mit kurzen Worten angegeben.

In diesem gegenwärtigen Artikel mögen einige statistische Daten folgen, welche dartun sollen, wie weit die Arbeit bis heute gediehen ist und was noch zu tun übrig bleibt, was zweifellos besonders jene interessieren dürfte, welche sich mit dem Gedanken tragen, — gemäß den Schlußworten meines vorigen Beitrages, — in der hiesigen Mission ihre Kräfte einzusetzen, denn sie werden leicht einsehen, daß ihr Kommen nicht unnötig ist, da es ja noch „plenty to do“, d. h. sehr viel zu tun gibt.

Die folgenden Angaben umschließen den Zeitraum vom 1. Juli 1930 bis zum 30. Juni 1931, sind also die neuesten, so wie sie Aufnahme fanden in dem offiziellen Berichte nach Rom, kurz nach Errichtung dieser neuen Mission. Aber, und das möge wohl vor Augen gehalten werden, sie stellen nicht den Stand der Mission dar, wie wir ihn bei der Übernahme im Mai 1930 aus der Hand der Väter der Gesellschaft Jesu vorgefunden hatten.

Der Vollständigkeit halber und auch, damit man das zu tun Abrißbleibende besser beurteilen könne, führe ich nochmals die Flächengröße der Mission an. Es sind 366 438 Quadratkilometer, ja wahrscheinlich noch mehr, aber eine genauere Angabe ist nicht möglich, da offizielle Karten von Betschuanaland noch nicht existieren. Ebenso ungenau ist die Einwohnerzahl, da die letzte Schätzung in Betschuanaland etwa 10 Jahre zurückliegt, aber es sind sicher mehr als 349 065. Davon sind über 900 Weiße, 200 Farbige (Halbweiße) und an 4000 Schwarze Katholiken, zusammen also etwa 5100. Im vorgezeichneten statistischen Jahre wurden 15 Erwachsene in Todesgefahr, 100 außer Todesgefahr getauft; außerdem auch noch Kinder von Heiden und Christen 403. Gefirmt wurden nur 3, noch vom vorigen Apostolischen Präfecten. An Katechumenen haben wir 976. Heiraten unter Christen fanden 45 statt, unter Katholiken und Nichtkatholiken 17, die letzteren nur unter den Weißen des Landes. Gestorben sind je 32 Erwachsene und Kinder. Unter diesen haben 31 die letzte S lung erhalten.

Als ein einziges Beispiel möge die Tatsache dienen, daß wir in der einen Mission Empandeni 4 Farmschulen übernommen haben, aus denen innerhalb der folgenden Zeit vor Abschluß des obengenannten Berichtes 21 geworden sind, indem wir außerhalb unserer Farm noch 8 neue Schulen aufmachten, wovon 5 von der auch inzwischen neuerrichteten selbständigen Station Embakwe (an der Farmgrenze gelegen) eröffnet und besorgt sind.

Beichten wurden in der Osterzeit 1342 gehört, außer derselben 23 380; heilige Kommunionen empfangen in der Osterzeit auch 3142, außer derselben 52 106; also Beichten 24 722, Kommunionen 53 448.

In die Arbeit teilten sich 8 Mariannahiller Patres, die als Missionare von unseren Brüdern, 7 an der Zahl, unterstützt wurden, während 10 Notre Dame-Schwester und 44 Dominikanerinnen die Schulen der Weißen und Schwarzen besorgten. Unter den 44 sind enthalten 6 der älteren Schwestern, die wegen Alter und Gebrechen etwa vier Meilen außerhalb der Stadt ein Heim gefunden haben, auf eigenem Gute.

Die Mission hat drei ziemlich geräumige Kirchen und zwei etwas kleinere, diese alle mit residierendem Missionar; außerdem sind noch da 4 Kapellen mit dem Allerheiligsten, allein ohne Priester (Schwesternkapellen) und 19 Schulkapellen, welche letztere vom Missionar von Zeit zu Zeit besucht werden. Es wurden in der Mission an 778 Predigten gehalten.

einem Kindergarten haben wir 7 Kinder, ein bescheidener Anfang, der noch vom abgegangenen Präfekten gemacht wurde. Das Lehrpersonal setzt sich zusammen aus 35 europäischen Schwestern und 31 männlichen und 3 weiblichen eingeborenen Lehrern, die zugleich auch die Katechisten vertreten.

In einer oder zwei Apotheken wurden 133 Besuche verzeichnet und 1756 Medicinen verabreicht. In Empandeni ist eine Holzschreinerei für Buben eingerichtet worden, die eine bescheidene Zahl von Schülern aufweist.

Das Vereinsleben, ohne daß moderne Seelsorge auch in den Missionen undenkbar ist, ist noch recht unentwickelt. Es bestand eine marianische Kongregation für Jungfrauen, die aber mehr schlief als wach war und wir ließen sie — einschlafen, bis sie auf einmal von selber aufwachte (es handelt sich um Weiße), als wir am 1. Fastensonntage den katholischen



Ehrev. Br. Gabriel Recker RMM. reiste am 12. Dez. 1931 in die südafrikanische Mission

ten, worin die katechetischen Unterrichte nicht einbegriffen sind. Auch wurden während des Jahres 11 Konvertiten, Weiße und Halbweiße, in die Kirche aufgenommen.

Die Schulen verteilen sich folgendermaßen:

Die einzelnen Gruppen sind in 27 Gebäulichkeiten untergebracht und zwar beherbergen die Volksschulen 677 Knaben, 612 Mädchen; die Mittelschulen 522 Knaben, 531 Mädchen; höhere, auch Industrieschulen dabei, haben 38 Knaben und 105 Mädchen. In

Männerverein ins Leben riefen, der 40 Mann stark nach geschlossener Generalkommunion den Gottesdienst des ersten Maijsonntages mit dem feier-Treugelöbniß abschloß. Eine eindrucksvolle Feier, die nie gesehen und nie für möglich gehalten wurde in Bulawayo, die aber ihre Wirkung auf die Damenwelt nicht verfehlte. Sie wachten aus ihrer Lethargie auf und wollten sich nun auch zeigen, aus Eifer oder Eifersucht, ich weiß es nicht; aber wahrscheinlich beides, und so feierten wir wieder Auferstehung der marianischen Kongregation. — Auf ähnliche Weise heben sich aus den Trümmern die Reste von Sakramentsbruderschaften für Knaben und Mädchen, die der Reorganisation bedürfen. — Auch eine Herz-Jesu-Bruderschaft soll einmal bestanden haben . . . Es ist uns noch nicht gelungen, greifbare Spuren davon aufzufinden. Das und so vieles andere an kirchlichem und sozialem Vereinsleben bleibt uns noch zu tun übrig unter den Weißen und auch Schwarzen, unter denen ebenfalls langsam das Bewußtsein steigt, daß sie etwas wie die Weißen tun müssen.

Damit schließe ich die nackten Zahlen, die in keiner Weise die Arbeit erkennen lassen, die diese „Nummern“ die Missionare gekostet haben. Es war recht, recht saure Anfangsarbeit, die durch allerhand Umstände, nicht zuletzt durch den nationalen Gegensatz (wie z. B. hat sich das englische Empfinden gegen unser Kommen erhoben, da wir ja als Deutsche gelten, auch wenn unsere Besatzung wirklich kosmopolitisch und international ist, ja zum Teil sogar „ally“ d. h. mit den Engländern verbündet!) erschwert ist, noch jetzt. Aber umso tröstlicher ist es für das Missionspersonal, daß Rom selber in der Antwort auf den ersten Bericht, der die obigen Daten und vieles andere enthielt, sich sehr zufriedenstellend und anerkennend ausdrückt und die Arbeit umso höher einschätzt als sie getan war unter besonders schwierigen ökonomischen Verhältnissen.

Gebe Gott, daß für diesen steinigen Weinberg des Herrn sich viele Arbeiter einfinden, die uns zu helfen bereit sind, daß das Reich Christi hierzulande wachse! Aber gebe auch Gott die große Gnade unserer Mission, daß ihr Wohltäter erwachsen in der weiten Welt, die es sich zur höchsten Ehre anrechnen, Mitmissionare zu sein durch Unterstützung der Frontkämpfer in materieller Weise, besonders durch bares Geld, da wir hierzulande in die wirklich verzweifelte Lage uns gesetzt finden, nur von Barm leben zu können. Nein, wir sind nicht „arbeitslos“ und rechnen nicht aus dem Grunde auf die Güte erbarmender helfenvollender Seelen, sondern weil wir an uns selber spüren die Wahrheit des Wortes: „Primum vivere, dein philosophari“, erst selber leben, wenn auch kärglich und sehr mäßig, wie bisher, aber immerhin müssen wir erst leben können, bevor wir an die Weiterausbreitung des Reiches Christi denken dürfen, in welchem, wie diese Statistik beweist, es noch soviel, so sehr viel zu tun gibt.

Wer will also helfen durch Einsatz seiner Habe? Wer wird helfen wollen durch Einsatz seiner selbst? Erleuchte die Herzen, o Heiliger Geist! . . .

---

„Das Werk der Mission ist das größte Werk unserer Zeit, darum bringt es einen ganz besonderen Segen. Mehr als bei irgend einem anderen guten Werke gilt von der Unterstützung der Heidenmission das Wort des Heilandes: Gebet und es wird euch gegeben werden.“ (Papst Pius XI.)

## Zwischen Tod und Leben

**W**asserflugzeug morgen direkt nach Edmonton — landet um zu tanken — dringender Flug mit einer kranken Schwester — Hilfe erbeten!“

Um den Inhalt und die Tragweite dieses Funkgesprüches zu verstehen, müssen wir uns im Geiste in ein Missionsgebiet begeben, das einen 8—9 monatlichen Winter mit durchschnittlich 50 Grad Celsius und einen wegen seiner Mückenplage schier unerträglich faum dreimonatlichen Sommer sein eigen nennt. Es ist das Mackenzie Territorium in Kanada.

Die Eingeborenen dieses Gebietes, meist Nomaden, zerfallen in drei Stämme. Eskimo, Tustuk und Tinne, die aber durch die vom Süden her eingeschleppten Pocken stark vermindert werden. Der Handel mit diesen Stämmen spielt sich in sogenannten Forts ab, die aber heute ihre Bedeutung verloren haben. Felle und Pelze werden eingetauscht gegen Schießvorrat, Getreide, Tee, Kleidung und Geräte. Man zählt in diesem Gebiete etwa 12 solcher Forts, die meist aus einer Anzahl Blockhäuser bestehen.

Eines dieser Forts ist „Resolution“, am Südufer des 27 440 qkm großen Sklaven-Sees gelegen. Der Funkpruch war aufgegeben im Fort Norman, das etwa 800 km weiter nördlich, am Ausfluß des großen Bären-Sees in den Mackenzie-Strom liegt. Vom Fort Resolution aber bis nach Edmonton, dem Sitz der Zivilisation, sind ebenfalls 800 km Luftlinie.

Der Priester der Missionsstation ist sich der Tragweite des Funkgesprüches bewußt und so steht er mit einem Mechaniker bereits beim Morgengrauen des nächsten Tages am Ufer des Sees und beobachtete sorgfältig den Horizont, der sich über den See erstreckte. Gegen 8 Uhr zeigte das Gesumme eines Motors in nordwestlicher Richtung die Ankunft eines kleinen Gegenstandes an, der schnell größer und größer wurde. In wenigen Minuten schon schwamm das Flugzeug auf dem Spiegel des Sees dahin. Durch die Guckfenster des Flugzeuges konnte der Priester zunächst die Kopfbedeckung zweier Barmherziger Schwestern entdecken, die eine lag auf einer Art Bett die andere saß an ihrer Seite.

Der Priester bestieg das Flugzeug und da er die Schwester unfähig fand, eine Nahrung zu sich zu nehmen, drängte er den Piloten, doch alles zu versuchen, um Edmonton noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Schwester Franziska war zwölf Jahre lang als Krankenschwester in der Arktis unter Indianern und Eskimos tätig gewesen. Oftmals hatte sie ihr Leben unter den Pockenkranken des Nordens eingesetzt. Nun soll sie zurückgebracht werden zur Zivilisation, um sie von einer akuten Blinddarmentzündung zu befreien.

Die Tanks waren gefüllt. Der Aeroplan durchschnitt die kristallklare Oberfläche des Sees und befand sich nach wenigen Augenblicken wieder auf seinem Fluge nach dem Süden. Doch diesmal hatte das Flugzeug sich durch starke Gegenwinde durch zu arbeiten. Die Heftigkeit, mit der sie austraten und ihre unregelmäßige Richtung brachten das Luftschiff ins Schwanken und verursachten der, schon ohnedies schwer leidenden, Schwester heftige Schmerzen.

Umsonst versuchte der Pilot, durch einen Aufstieg in eine höhere Stratosphäre, diesem Mißgeschick zu entgehen. Die See verschwand in grauer Entfernung hinter ihnen und bereits fielen die ersten Strahlen der

aufgehenden Sonne durch den Windschutz auf das bleiche Gesicht der Schwester, die mit ihren unsicheren Händen das Kruzifix umklammerte.

Der Pilot schrieb einige Zeilen und reichte sie der Begleiterin: „Wenn die Schwankungen zu stark sind für die Kranke, können wir niedergehen und ein wenig warten.“ Die Schwester antwortete nur mit einem Zeichen, weiter — denn man mußte ohne Verzug Edmonton erreichen.

Nach einigen Flugstunden überflogen sie die Gefilde von Nord-Athabaska. Der Brennstoffzeiger ging tiefer und sie mußten niedergehen bei Fort Smith, um Gasolin nachzufüllen. Als das Flugzeug langsam auf den Fluß nieder ging, sprangen einige Indianer vom Ufer herzu, um beim tanken behilflich zu sein.

Ein Missionar mit langem, weißem Bart, einige barmherzige Schwestern erwarteten das Flugzeug. Die Kranke war eingeschlafen und so gab der Priester ihr den Segen, während die Schwestern und einige herbeigeeilte Indianerkinder am Ufer zum Gebete niederknieten.

Die Tanks waren wiederum gefüllt und der Aeroplan hob sich vom Wasserspiegel dem Süden zustrebend. Als das Flugzeug über die Sumpfwüsten von Chipewyan schwebte, erwog der Pilot seinen Brennstoff-Bestand.

Für einige Flugstunden würde er ausreichen. Was war besser, noch einmal in McMurray zu landen, um zu tanken und dabei kostbare Momente zu verlieren, oder aber direkt nach Edmonton zu fliegen, wobei allerdings die Möglichkeit bestand, an einem, für das Flugzeug ungünstigen Ort niedergehen zu müssen?

Aber seine Schultern schaute er auf die bleichen Züge der Schwester und auf ihren ermatteten Blick. Mit einem Zeichen, als wollte er sagen: „Laß uns versuchen“ war er zu seinen Beobachtungen zurückgekehrt und nun steuerte er direkt auf Edmonton zu.

Die Sonne verschwand eben hinter einer Wolkenbank und Zwiellicht senkte sich herab auf die Landschaft unter ihnen. Jede Minute war kostbar. Kurz nach sieben Uhr erschien in einiger Entfernung die spiegelglatte Oberfläche eines Sees. Das war ihre Bestimmung und in wenigen Minuten sollten sie in Edmonton sein.

Der Pilot öffnete das Fenster an seiner Seite, und lehnte sich hinaus, um die Entfernung zu schätzen, die der Landung auf der spiegelglatten Oberfläche des Sees noch entgegenstand. Wie eine Feder ging die Maschine nieder auf die Oberfläche des Wassers und rüstige Hände zogen sie herbei zum bereits wartenden Krankenautomobil, das die Schwester ins Hospital bringen sollte.

Von den Wüsten der Arktis bis zum Spital nach Edmonton hatte das Flugzeug mit dem Tode um die Wette gelaufen und — hatte gesiegt.

#### Rückblick

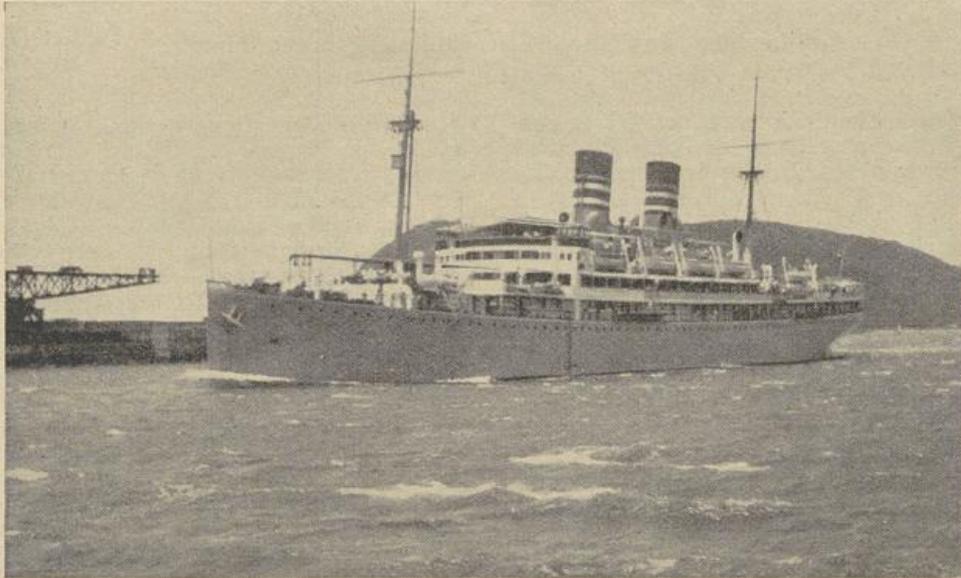
Welch ein Gegensatz besteht doch zwischen dieser Reise mittels Flugzeug, das hunderte von Kilometern quer durch den Nord-Westen in wenigen Stunden macht, und der mühevollen Reise anderer Tage. Damals bedeutete jeder Zoll des Weges eine Ermüdung für die Reisenden zu Fuß wie zu Pferd.

Gewöhnlich pflegten die Missionare auf reißenden Flüssen mit ihren Kanoes zu fahren mit der sehr verlockenden Aussicht, bei gefährlichen Stromschnellen ihr Fahrzeug selber tragen zu müssen oder aber im engen reißenden Flußbett zwischen den Felsen hind und her geworfen zu werden.

Senkte sich aber der Winter auf die Landschaft hernieder, der ihren Wasserreisen ein Ziel setzte, so setzten sie ihre Reisen fort, indem sie tagelang hinter einem Hundegespann hermarschierten. Ein Weg von 40 Meilen war eine Glanzleistung.

Vergleichen wir beispielsweise die Reise Schwester Franziskas, mit der Bischof Brehmats, dem gegenwärtigen apostolischen Vikar von Madenzie. Erst jüngst erinnerte der alte Missionsveteran sich wieder einer Reise, die er als junger Priester und Neuling, in diesem Gebiete machte.

Eben war er mit seinem Hundegespann auf dem jährlichen Rückzug begriffen und es galt einen Weg von 125 Meilen zurückzulegen. Das



„Abena“, ein Dampfer der Woermannlinie, mit dem unsere Missionare nach Südafrika reisen

Thermometer schwankte zwischen 40 und 50 Grad unter Null. Vom ersten Tage an fühlte er einen Schmerz in seinem rechten Fuß, der einem Nadelstechen gleichkam. Sein großer Zeh war erfroren.

Er aber setzte die Reise fort, indem er sich 7 Tage hinter dem Hundegespann weiterschleppte. Sie hatten nicht mehr als etwa 30 Meilen noch vor sich, als sie von einem Schneegestöber überrascht wurden, das sie einhüllte und somit zwang, zwei weitere Tage hier liegen zu bleiben.

Als man die Reise wieder fortsetzen konnte, war er unfähig aufrecht zu stehen, so stark waren seine Schmerzen geworden. Sein Führer, ein 18 Jahre alter Indianer, schleppte ihn auf einem Schlitten zwei Tage lang weiter und so erreichte man endlich die Missionsstation. Er lebte noch, aber seine Zehe war blau gefroren.

Ein Bruder des Missionszentrums schärfte ein altes Rasiermesser und amputierte den Zeh, ohne irgend eine Narkose zu gebrauchen.

Der Verlust des Zehens hinderte ihn in keiner Weise bei seinen Reisen. Die Reise vom Athabaskasee bis zum Osten machte er dreißigmal.

Seine Diözese reicht von den nördlichen Gefilden des Athabaskasees

bis zum ewigen Schnee und Eis des Eismeeres, und er errang sich den Titel eines „Bischofs der Winde“. Aber die Unbequemlichkeiten der Reiselacht er und nennt sie „die Segnungen der Hölle“.

Aber auch Bischof Breynat hat nun seine Zuflucht zum Luftschiff genommen. So legte er erst jüngst bei seinen Visitationsreisen, zwischen März und Oktober 7000 Meilen zurück. Dieses geschah mit Hundeschlitten, Kanoe, Automobil, Eisenbahn, Dampfer und Aeroplan.

## Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Rummel  
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Das könnt Ihr mit Euch selber ausmachen“, war die harte Antwort, und das Beste wäre gewesen, Ihr hättet mich gar nicht behelligt.“

„Ich wollte Euch abbiten und der Jungfrau Lukretia, wie es mir mein Beichtvater befohlen hat, und Verzeihung von Euch . . .“

„Kein Wort von Verzeihung!“ schrie jetzt beinahe der Vormund den so tief sich demütigenden Maler an, „und ich schwöre Euch: ich verzeihe niemals — niemals . . .“

Da geschah etwas Unerwartetes.

Lukretia drängte den vor ihr stehenden Vormund auf die Seite, trat zu Manetti, schlug den schwarzen Schleier, welchen sie um des heiligen Karfreitags willen trug, zurück, so daß ihr edles, reines Angesicht und ihre beinahe strahlenden Augen im Licht des Ostervollmonds fast wie bei Tage anzusehen waren und sprach mit starker, klarer Stimme: „Aber ich verzeihe Euch, Signor Manetti, von ganzem Herzen verzeihe ich Euch — alles soll vergessen sein von diesem Augenblicke an, ich wünsche Euch tausendfach Glück für die Ehe, Euch und Eurer sposa; Gott sei gedankt für diese Gnade . . . Bisher habe ich nichts auf Euch gehalten, aber jetzt muß ich Euch achten und ehren: nun ist ja alles wieder gut geworden und wie wird sich die arme Beatrice freuen — grüßt sie von mir!“

Damit streckte Lukretia dem Maler, aus dessen Augen nun das helle Glück strahlte, die beiden Hände entgegen, die er mit Segenswünschen für sie in seiner Dankbarkeit an die Lippen drückte. Mit einem wilden Fluch riß der Vormund Lukretia zurück, konnte aber nicht hindern, daß nun auch der alte Zio Bartolomão in den Kreis trat und zu Manetti mit einer gewissen Feierlichkeit sprach: „Und wenn Euch auch der Vor-

mund seine Verzeihung versagt, so spreche ich im Namen der Eltern und des Großvaters von Lukretia: „Ich verzeihe und vergebe alles, was geschehen ist. Gewiß, ich will's nicht leugnen, Signor Manetti: ich habe Euch als einen Virebone und Taugenichts bezeichnet und hätte Euch den Schädel eingeschlagen, ehe Lukretia die Eure geworden wäre — ich habe auch Grund dazu gehabt. Aber jetzt ist das anders geworden. Der Heilige von Feltre hat Euch bekehrt, wie schon so viele andere, und Gott hat Eure Sünden ausgetilgt, also existieren sie auch für uns Menschen nicht mehr. Und es haben sich schon viel ärgere Bösewichter bekehrt als Ihr und sind Heilige geworden; bei Gott ist alles möglich. Was ich von Euch früher gedacht und gesagt habe, Signor Manetti, das nehme ich jetzt zurück, und alles, was Euch Lukretia sagte, soll auch für mich gelten: im Namen ihrer Eltern und Großeltern verzeihe ich Euch und wünsche Euch alles Gute.“

„Bartolomão“, schrie jetzt Lippi, „ich verbiete Euch, so zu reden; Ihr habt kein Recht, Euch in diese Sache zu mischen. Ich bin der Vormund und sonst niemand; schert Euch weiter Eures Weges!“

Aber Bartolomão sagte ruhig zu dem Maler, als ob er gar nicht gehört hätte, was der Vormund gerufen hatte: „Signor Manetti, ich habe vor Gott und meinem Gewissen das Recht, im Namen der Eltern Lukretias und ihres Großvaters zu sprechen. Wir sind Jugendfreunde gewesen . . .“

„Der ist seit vierzig Jahren tot und vermodert“, fuhr Lippi dazwischen, „und ich bin der gesetzliche Vormund —“

„Mein Jugendfreund Pio Blandini hat mir das Versprechen abgenommen, seine Familie zu schützen und ihr nahe zu sein in allen Lagen; das habe ich ihm

gelobt, und mein Wort und mein Versprechen lebt und ist in Kraft, auch wenn der arme Pio längst gefallen ist im Kampfe gegen die Ungläubigen. Und so sage ich Euch, Signor Manetti: Es ist alles verziehen, alles, und auch ich wünsche Euch Glück und Gottes Segen. Und Euch, Signor Lippi“, wandte der Greis sich nun an den Vormund, „Euch kann ich nur wünschen, daß Gott in seinem Gerichte gegen Euch gnädiger ist, als Ihr im Gerichte gegen diesen Signor Manetti, den die Gnade zurückgeführt hat auf den rechten Weg.“

„Ich brauche Eure Sprüche nicht, alter Schwächer“, lautete die Entgegnung Lippis, „und nun basta — gebt Raum!“

Er drängte den alten Mann unsanft zur Seite, während er mit der Hand sein Mündel heranzog. In diesem Augenblick trat der Enkel Bartolomäos, der Goldschmied Paolo, neben den Großvater um ihm nötigenfalls beizustehen wider den zornsprühenden Vormund.

Aber schon stand eine weitere Person in der Mitte des kleinen Kreises. Das war der fremde junge Mann, welcher gleich dem Maler den vier Nachbarn der kleinen Trastevere-gasse gefolgt war. Er trug einen breiten Hut mit wallender Feder, einen dunklen, kurzen Mantel vom Schnitt der Mode und trotz des Karfreitags einen Kaufdegen mit großem, silberglänzendem Korb am Griffe. Mit hochmütig erhobnem Kopfe stellte er sich zur Seite Lucretias, die schon zurücktrat, nachdem er erst vor ihr und ihrem Vormund mit höflicher Gewandtheit den Hut abgezogen und geschwenkt hatte.

Unmerklich war jetzt aber auch Paolo, der Goldschmied, nähergetreten, während seine Augen zornig funkelten. Er wußte, warum. Denn schon im Kolosseum, während das Passionspiel aufgeführt wurde, hatte er den Fremden gesehen und beobachtet, wie derselbe fast unaufhörlich die Augen auf Lucretia gerichtet hatte, deren schönes Angesicht, von dem grellen Schein der Fackeln und Lampen beleuchtet, die tiefe Ergriffenheit widerspiegelte, mit welcher sie der heiligen Darstellung folgte. Ehrliche Entrüstung und immer mehr erwachende Eifersucht machten, daß Paolo mehr auf den frechen Cavalier schaute, als auf das Passionspiel, und daß er denselben auch nach Beendigung des letzteren nicht mehr aus den Augen ließ ohne indessen dem ahnungslosen Großvater Bartolomäo etwas mitzutheilen.

„Wie es scheint, ist ein ehrenwerter Signore und seine edle Tochter auf dem Wege angehalten und bedrängt worden“,

begann der Fremde mit unangenehm hoher Stimme, „und es ist meine Pflicht, einzutreten.“

Dabei legte er die Hand, an welcher ein Brillantring funkelte, an den Degen und stellte sich dem Vormund Lippi vor: „Ich bin Jacopo Maldente, Nefte und Sostituto (Stellvertreter) des secretario maggiore (Obersekretärs) im Dienste Seiner Heiligkeit des Papstes Innozenz des Achten, mein Zio nennt sich Francesco Maldente, bekannt in allen Kreisen des vornehmen Roms.“

Signor Lippi machte eine tiefe, respektvolle Verbeugung, während Bartolomäo ruhig antwortete: „Verzeihung, edler Herr, Ihr irrt Euch; Signor Lippi, unser Nachbar, ist von niemanden bedrängt oder gar bedroht worden, das wird er bestätigen. Wir haben uns ausgesprochen, und nun wollen wir im Frieden heimgehen.“

„Was ist das für eine colono (Bauer)?“ fragte Herr Maldente den Vormund, mit den Augen auf Bartolomäo weisend.

„Kein colono, Signore“, erwiderte selber der Greis, indem er sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete, „ich bin Bartolomäo Berti, stand im persönlichen Dienste des Kardinals Barbo, späteren Papstes Paolo des Zweiten, und dann bei der Palastwache im Lateran — Ihr möget nachfragen. Und das ist mein Enkel, Paolo Berti, orefice (Goldschmied); er arbeitet in der Werkstätte Banno.“ Mit einem gewissen Nachdruck hatte Bartolomäo das gesagt, denn Banno war der erste und berühmteste Juwelier der Stadt Rom. „Und nun gute Nacht, Signor Lippi, gute Nacht, liebes Mündel Lucretia!“

Damit gingen Großvater und Enkel, und der Maler Manetti schloß sich ihnen an. Lucretia aber konnte nicht hindern, daß der selbstbewußte Sostituto Maldente dem Vormund versicherte, er hätte ihn und sie verteidigt, auch gegen vier oder fünf Angreifer, daß er mit ihnen ging bis ins Trastevere-Quartier hinüber, und daß er auf die Einladung Lippis geantwortet hatte mit der Versicherung, gerne sie beide wiedersehen zu wollen.

Der ehrenwerte Vormund Lippi aber legte sich diese Nacht sehr getröstet zu Bett: im Geiste sah er schon den neuen Bewerber und künftigen reichen Gemahl Lucretias in Signor Maldente, einen glänzenden Ersatz für den verlorenen Maler Prospero Manetti.

Die Türe des päpstlichen Arbeitszimmers öffnete sich und heraus traten ernst und langsam drei Purpurträger, die beiden Legaten Cheregato und Peraudi, als letzter Kardinal Orsini, eine fürstlich vornehme Gestalt. Ihre Sekretäre und Diener, welche in den Vorzimmern gewartet hatten, schritten ihnen voran durch die Gemächer zur Sixtinschen Kapelle und an dieser vorüber, hinunter zur alten Peterskirche, welche noch Kaiser Konstantin vor 1100 Jahren in ihren gewaltigen Umrissen errichtet hatte.

Unten im großen, von Säulenhallen umschlossenen Vorhof, in dessen Mitte der Brunnen samt dem riesigen, ehernen Piniensapfel stand, trennte sich der Kardinal von den Legaten und nahm den Weg hinaus auf den Platz unter der Segenloggia, wo eine Anzahl berittener Diener mit seinen prachtvoll gezäumten Leibrossen wartete. Peraudi und Cheregato traten in das Innere des mächtigen, uralten Domes, dessen gedämpftes Licht so recht stimmte zur Heiligkeit des Apostelgrabes und zum ehrwürdigen Charakter der Kapellen, Altäre und Grabmäler, welche es belebten. Am Grabe des heiligen Petrus wollten sie noch beten, ehe sie ihre Fahrt nach der Hauptstadt Frankreichs antraten, wo eine ebenso wichtige als schwierige Aufgabe wartete: den König Karl VIII. zu bewegen, mit dem deutschen Kaiser Friedrich III. sich zu einigen zum Abwehrkrieg gegen den Erbfeind der Christenheit, den Sultan Bajazet II., welcher zielbewußt vom eroberten Konstantinopel immer weiter vordrang nach Westen und ganz Europa bedrohte. Für solche Sendung waren den beiden klugen und frommen Männern die Hilfe Gottes vor allem nötig und die Fürbitte des heiligen Petrus, des ersten Stellvertreters Christi und Hirten seiner Herde.

Papst Innozenz VIII. war in seinem Arbeitszimmer zurückgeblieben und kniete auf einem Beistuhl vor dem Bild des Gekreuzigten, gleichfalls im Gebete mit Gott ringend. Auf ihn herab schauten von dem Kreuzgewölbe des hohen, weiträumigen Gemaches die Gestalten der vier Evangelisten, von den Bogengurten über Fenster und Eingang, die der heiligen Kirchenlehrer Augustinus, Ambrosius, Leo, Gregor, Athanasius und der anderen, hoheitsvoll und groß in der Schönheit ihrer Erscheinungen, und die Seitenwände waren reich bemalt mit Szenen aus dem Leben und dem Martyrium des heiligen Stephanus und Laurentius, dieser beiden Mitpatrone

Roms, deren Leiber draußen ruhen in ihrem uralten Heiligtum vor den Toren. Ein Wunderwerk an Schönheit und Kunstfertigkeit waren diese Bilder unübertroffen bis dahin, und ein Heiliger war es, welcher dieses Arbeitszimmer des Oberhauptes der Kirche Gottes auf Erden, so einzigartig mit seinem Pinsel geschmückt hatte: Giovanni Fiesole, den man den engelgleichen Maler bis heute nennt. Vor einem Menschenalter hatte er dieses Werk, sein größtes, vollendet, um dann als würdigster Ordensbruder des heiligen Dominikus seine reine Seele in Gottes Hand zurückzugeben.

Eine Bergeslast von Sorgen lag auf Innozenz. Vor bald vierzig Jahren hatte Sultan Mohammed II., zum Entsetzen der ganzen Christenheit die Hauptstadt des christlichen Orients, Konstantinopel, nach kaum zweimonatlicher Belagerung erobert und sie zu seiner Residenz gemacht; die meisten christlichen Kirchen daselbst waren zerstört, die „Hagia Sophia“, das Wunder frühchristlicher Baukunst, wurde in eine Moschee umgewandelt und Konstantinopel war jetzt der Ausgangspunkt unablässiger Kriegszüge der Türken in das christliche Europa herein. Mohammeds II. Sohn, Bajazet II. war seit den letzten acht Jahren planmäßig immer weiter brennend und sengend, verwüstend und erobernd vorgezogen nach Ungarn, Polen, ins Venetianische, nach Kärnten, Steiermark und bis an die Küsten Italiens; es war bekannt, daß er gesagt hatte: wie sein Vater die Hauptstadt der orientalischen Christenheit erobert habe, so werde er auch die des Westens, nämlich Rom, in seine Gewalt bringen und auf dem Petersdom den Halbmond aufpflanzen. Und wenn es so weiterging, dann kam allerdings die Gefahr näher und näher, und bei den Massen fanatischer Kämpfer, über welche der Sultan verfügte, war schließlich auch das Undenkbare und Unglaubliche zu befürchten. Und doch wäre es ein Leichtes gewesen, die Ungläubigen aus Europa hinauszutreiben und selbst Konstantinopel wieder zu befreien, wenn die christlichen Völker des Westens einig vorgegangen wären in gemeinsamem, wohlüberlegtem und machtvollem Angriff zu Land und zu Wasser auf den Erbfeind. Aber das war eben das namenlose Unglück jener Zeiten: die Christenheit des Abendlandes war nicht einig. Die Nationen und Länder beargwöhnten und beseindeten sich auf alle Weise: das Deutsche Reich, England, Spanien, Polen, Ungarn und die italienischen Städte und Fürsten; siekehrten die

Waffen gegeneinander, und wenn hier ein Teil notdürftig Frieden gemacht, begann in einem anderen Teil der Streit wieder von vorne. Der deutsche Kaiser Friedrich III., ein guter Mann, hatte keine Energie und im Reiche hörten die wütendsten Kämpfe hochmütiger, ehrgeiziger und raubsüchtiger Fürsten nicht auf. Es schien fast, als wenn wirklich der Kampf aller gegen alle zur

meinsamen großen Kreuzzug des christlichen Europa gegen die Türken und zur Befreiung Konstantinopels zustande zu bringen, und es wurden auch einzelne Erfolge errungen, aber zu einer kraftvollen, großen und begeisterten Erhebung des christlichen Abendlandes, wie das in den Kreuzzügen der Fall war, ist es entfernt nicht gekommen. Aber dem oft an Wahnsinn grenzenden Hochmut und der



Die ersten Brüdernovizen des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen, mit ihrem Novizenmeister

Wahrheit geworden wäre, jeder kleine und kleinste Landesherr und jede größere Stadt dachte nur an sich selber und alles Gemeingefühl war erloschen, als ob das christliche Europa mit Blindheit geschlagen wäre gegenüber der furchtbaren Türkengefahr. Dazu kam noch, daß die orientalischen Christen der katholischen Christenheit fast durchweg feindselig gegenüberstanden und daß auch im Westen sogar erkaufte Verräter auftauchten, welche offen sich in den Dienst des Sultans stellten.

Schon seit vierzig Jahren hatten die Vorgänger Innozenz VIII. auf dem Throne Petri alles getan, um einen ge-

Großmannsfucht damaliger Könige, vor allem der französischen, schien der letzte Rest christlichen Bewußtseins untergegangen zu sein.

Eine einzige Nation in Europa machte eine Ausnahme: Spanien, unter den beiden königlichen Geschwistern Ferdinand und Isabella der Katholischen. Schon seit mehr als acht Jahren lagen ihre tapferen, nie entmutigten Heerschaaren im Kampfe mit dem mohammedanischen König von Granada, welcher den reichsten Teil des Landes inne hatte und über 100 000 Krieger verfügte. Er, welcher sich gerühmt hatte, ganz Spanien dem Halbmond zu unterwerfen, und von

da aus über Frankreich bis an den Rhein vorzudringen, um hier mit dem siegreichen Sultan von Konstantinopel zusammenzutreffen und sich in die Herrschaft Europas mit ihm zu teilen: er war jetzt von den spanischen Glaubenskämpfern so bedrängt, daß er froh sein mußte, sich halten zu können. —

Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte Papst Innozenz VIII. ein Rundschreiben an alle regierenden Fürsten Europas erlassen, in welchem er ihnen die Türkengefahr dringend nahelegte und sie zum gemeinsamen Verteidigungskampfe aufrief. Er selbst verbürgte sich für die Ausrüstung einer Anzahl von Schiffen, für die Leistung einer ansehnlichen Geldsumme und für Stellung einer entsprechenden Truppenzahl. Mit allen Herrschern unterhandelte er persönlich und überall setzte er sich ein, um Frieden zu stiften, wo man sich befehdete, daß doch endlich der neue Kreuzzug zustande käme. Auch ordnete Innozenz an, daß alle Kardinäle, Bischöfe, Äbte und die ganze Geistlichkeit den Zehnten ihres Einkommens für den Türkenkrieg geben sollen, und er selbst gab weit über diese Grenze hinaus. Aber aus Deutschland kam die Mitteilung, daß man bei bestem Willen den Zehnten nicht aufbringen könne. Die fortwährenden inneren Kriege hatten die Mittel aufgesaugt. Diejenigen aber, welche noch das meiste hätten leisten können, die wohlhabenden deutschen Reichstädte, vielfach beherrscht von unwürdigen Krämergeist, lehnten es fast einmütig ab, zur Abwendung der Türkengefahr ein Opfer zu bringen.

Und als Papst Innozenz als Landesherr großzügig zunächst wenigstens seine Streitmacht zum Kreuzzug rüsten wollte, da fiel ihm der nichtswürdige, gewissenlose König Ferrante von Neapel in den Arm, indem er gegen den Papst Krieg führte, solange der letztere lebte. Wiederholt war Rom selbst in Gefahr, von Ferrante belagert und erobert zu werden und die Untertanen des Papstes hatten von den Kriegsbanden Ferrantes so viel zu leiden, als wären die Türken selbst im Lande.

Innozenz setzte seine letzte Hoffnung darauf, daß zwischen dem Kaiser Friedrich III., der mit dem Abwehrkrieg gegen die Türken einverstanden war, und dem französischen König Karl VIII. ein Einvernehmen zustande käme, und wenn das Deutsche Reich und die französische Nation zusammen den Schlachtruf gegen den Sultan Bajazet erhoben, so konnte erhofft werden, daß auch andere kleinere Mächte sich anschlossen.

Um das zu erreichen, sollten die beiden Legaten Peraudi und Cheregato nach Paris reisen und im Namen des Oberhauptes der Christenheit zum Frankenkönig sprechen.

Da war freilich Grund übergenug gegeben zum Gebete, daß Gott das Herz des Mannes in Paris lenke, auf welchen so viel ankam in diesem Zeitpunkt. Und der Mann am Steuer der Kirche Gottes, auf dessen Schultern neben den anderen Pflichten und Aufgaben solch eine Last von Schwierigkeiten lag, brauchte mehr als andere die Hilfe Gottes und die Erleuchtung des Heiligen Geistes.

Keine Viertelstunde war verflossen, da erhob sich Innozenz vom Bestuhl, und fast gleichzeitig erschien unter der Türe ein geistlicher Kammerherr.

„Il Cardinale Marco Barbo“, meldete er.

„Wir erwarten ihn“, lautete die Antwort des Papstes, und im nächsten Augenblick trat der Kirchenfürst, zugleich Patriarch von Venedig, in das Gemach. Innozenz ging ihm entgegen und umarmte den schon Ergrauten mit herzlichen Worten der Begrüßung, um ihm dann zu bedeuten, neben ihm Platz zu nehmen. Er hatte vollen Grund, den Kardinal mit Auszeichnung zu behandeln; Marco Barbo war wohl das frömmste, aber auch das geistig überragende Mitglied des ganzen Heiligen Kollegiums, und Innozenz wußte wohl, daß Barbo jetzt Papst wäre an seiner Stelle, wenn alles so gegangen wäre, wie es hätte gehen sollen. Jeder Wähler im Konklave hatte gewußt, daß Marco Barbo alle Eigenschaften für das Pontifikat in sich vereinigte, die meisten hatten ihn von vornherein in Aussicht genommen, und das Volk von Rom erwartete mit Sicherheit Barbos Erhebung auf den Heiligen Stuhl. Denn durch seine Leutseligkeit und Wohltätigkeit, durch seine Tugend und Frömmigkeit, wie durch sein Verständnis des Volkes war er der populärste Mann der Ewigen Stadt. Aber von den Vertretern Frankreichs und verschiedener italienischer Fürsten, vor allem von Florenz, wurde geltend gemacht, Barbo sei von Geburt eine Venetianer, und als solcher könne er für die Tiara nicht in Betracht kommen. Und diese Stimmen konnten nicht überhört werden. So wurde Kardinal Cibo von Santa Cäcilia gewählt — der nunmehrige Innozenz VIII., und sein Rivale, Kardinal Barbo, war selbst entscheidend für diese Wahl eingetreten.

Und nun saßen die beiden in ernstem Gespräche beisammen. Kardinal Barbo

als Patriarch der gewaltigen Republik Venedig, die ihre Schiffe nach allen Teilen des Orients sandte, sollte Aufschluß geben über die Frage, ob der Sultan wirklich den großen Angriff auf Italien vorbereitet. Aber auch Barbo konnte nichts Bestimmtes mitteilen.

„Diese Ungewißheit ist das Schlimmste“, sagte Innozenz, „der Großtürke läßt sein Ziel nicht aus den Augen, und seine Verschlagenheit ist so groß wie seine Eroberungslust. Die Einfälle und Raubzüge in Steiermark und Krain sollen, fürchte ich, nur unsere Aufmerksamkeit ablenken von dem großen Sturm seiner ganzen Heeresmacht gegen Italien und unsere Stadt Rom. Man weiß nichts Bestimmtes, aber man hat das Gefühl, daß sich im Orient die Wolken zu einem furchtbaren Gewitter aufstürmen. Und dann mag Gott uns allen gnädig sein.“

In tiefer Ergriffenheit schaute Kardinal Barbo auf zum Papste.

„Ihr seid der Einzige“, fuhr Innozenz fort, „welchem ich die ganze Tiefe meiner Sorgen offenbare; Ihr kennt die Zeit besser als andere, und das Wohl der Kirche Gottes geht Euch über alles.“

Der Patriarch verneigte sich und küßte die Hand, welche der Papst ihm während dieser Worte entgegenstreckte. „Es ist ja gewiß an dem bösen Willen des Sultans Bajazet nicht zu zweifeln“, sagte er, „aber es will mich bedünken, daß seine Macht doch nicht so unermeslich groß ist, als es den Anschein hat. In den fortwährenden Kriegszügen nach Ungarn, Steiermark und Albanien hat er viele Verluste erlitten, und auf Rhodus und Otranto hat sich deutlich gezeigt, daß die Türken nicht unbesiegbar sind. Auch hört man, daß Bajazet in seinem eigenen Hause Schwierigkeiten bekämpfen muß.“

„Woher solche Kunde?“ fragte Innozenz überrascht.

„Nur mit Schmerz und Beschämung kann ich meinem obersten Hirten diese Frage beantworten. Meine Landsleute, oder vielmehr die regierenden Herren in Venedig, sind und bleiben vor allem Handelsleute und wollen hierin ihren Vorrang und ihren Gewinn nicht schmälern lassen. Deshalb suchen sie sich mit dem Sultan immer gut zu stellen, ja es kommt vor, daß Bajazet von ihnen sogar erfährt, was die christlichen Mächte gegen ihn vorhaben.“

Traurig nickte der Papst; er hatte ja selbst schon wiederholt diese Krämerpolitik Venedigs erfahren müssen.

„Und so sehen und hören unsere venetianischen Agenten in Konstantinopel vieles, was den anderen verborgen bleibt.“

Da ist nun von ihnen schon einige Male berichtet worden, daß der Sultan in seinem eigenen Bruder einen stillen Widersacher habe, hinter welchem viele andere stehen, und daß ihm deshalb der Arm gebunden sei für seine großen Pläne gegen die Christenheit.“

„Das fällt allerdings in die Wagschale“, sprach Innozenz, „aber Bajazet wird eben hierin handeln, wie seine Vorfahren, welche in solchen Fällen den Brudermord für eine Pflicht ansahen.“

„Man sagt, sein Bruder habe dies gehat und den Hof in Konstantinopel verlassen“, bemerkte der Kardinal.

„Vielleicht sind das alles bloß Gerüchte. Aber die Tatsache liegt vor, daß Bajazet es auf Italien abgesehen hat. Die Flüchtlinge, welche täglich zu Hunderten aus Steiermark und Karien hierher kommen, wissen alle zu erzählen, daß die Türken prahlen, noch in diesem Jahre werde der Halbmond auf St. Peter glänzen und das Kreuz vernichtet sein.“

„Eure Heiligkeit sagen selber, daß das Prahlereien sind. Der Weg von Konstantinopel nach Rom ist weit und Italien kann sich aufraffen und dann ist es unbesiegbar.“

„Wenn alle einig wären“, seufzte Innozenz, „und es keine Verräter gäbe. Denkt an Guzzini, der sich der Bergfestung Osimo mit seinen Banden bemächtigt und sie dem Großtürken für einen Judaslohn angeboten hat — wodurch der Hafen Ankonas gefährdet ist — und die Stadt Florenz hat ihn mit achttausend Dukaten abgefunden, anstatt daß man ihn der verdienten Strafe ausgeliefert hätte. Das sind entsetzliche Zeichen der Zeit, und wir begreifen es, wenn alle Welt ein furchtbares Strafgericht fürchtet, und durch Gassen und Plätze das Schreckenswort geht, noch in diesem Jahre werde der Sultan im Vatikan als Herrscher Roms einziehen.“

„Ich habe auch solche Reden gehört“, entgegnete der Kardinal, „aber es sind eben Gerüchte und haltlose Einbildungen, von unberufenen Unglückspropheten ins Volk geworfen und von diesem natürlich urteilslos weiterverbreitet. Die heiligsten Apostelfürsten wachen über ihre Stadt, heute, wie zu Zeiten Eures heiligen Vorgängers Leo auf dem Stuhle Petri.“

Innozenz schaute mit traurigem Lächeln den Tröster an. „Und wenn — sagen wir, wenn eine heilige Person diese Prophezeiung auch ausgesprochen hätte, teuerster Bruder?“ fragte er.

Erstaunt blickte der Patriarch von Ve-

nedig an; der Papst aber sprach: „Es ist so. Laßt Euch erzählen.“

„Es ist so“, wiederholte der Papst, „laßt Euch erzählen. Ihr wißt, teuerster Bruder Barbo, daß ich als Kardinal die Kirche der heiligen Cäcilia besaß, und Ihr wißt auch, daß fromme Töchter im Ordensgewand des heiligen Benedikt die Wache halten am Grabe der großen Heiligen. In diesem Kloster lebt auch, der Welt unbekannt, eine Schwester, welche von Gott außerordentliche Gnadenerweise erhalten hat inmitten schwerster körperlicher und seelischer Leiden.“

„Ich erinnere mich, etwas von dieser Nonne gehört zu haben, und daß sie Offenbarungen über zukünftige Dinge erhalten“, entgegnete Kardinal Marco Barbo, „aber ich hielt mich darüber nicht weiter auf. . . Es gibt ja gegenwärtig so viele Unglückspropheten und vermeintliche Heilige, die das geängstigte Volk noch mehr aufregen und zuletzt doch nur sich selber suchen. . .“

„Mehr als genug, Gott sei es geklagt“, sprach Innozenz, „aber die Schwester Egidia in Santa Cäcilia zählt nicht zu dieser Sorte von Menschen. Bischof Cheregato, den wir als unseren Legaten nach Paris senden, hat neulich das Heiligtum von Santa Cäcilia besucht und uns die Mitteilung gebracht, die Nonnen hätten von der Schreckenskunde gesprochen, daß die Türken bald in Italien landen und sogar Rom belagern wollten, und alle seien einig gewesen im Vorsatze, sich nun auf den Tod vorzubereiten und auf das Martyrium für Jesus Christus, unseren Herrn. Da habe mit einem Male die Arbeitschwester Egidia, sonst die schweigsamste von allen, sich erhoben, wie auf einen Befehl von höherer Seite, ihre Augen schienen in unbekannte Fernen zu schauen, ihr Angesicht habe in heiligstem Ernste geleuchtet, und dann habe sie deutlich und langsam, als sagte sie im Gehorsame nach, was ihr befohlen sei, die Worte gesprochen: „Täglich sich vorbereiten auf den Tod, ist der Weg der Heiligkeit. . . Das ist gewiß. Und auch das wird sein: Der Großtürke aus dem Orient zieht ein in Rom und nimmt seine Wohnung im vatikanischen Palaste, der Nachfolger des heiligen Petrus aber ist voll des Trostes.“

Diese Worte hatte Innozenz von einem Blatte abgelesen, welches er jetzt wieder auf den Schreibtisch legte. Dann sagte er: „Bischof Cheregato hat sich jedes Wort der Schwester Egidia von allen Klosterfrauen, welche es hörten, beistätigen und unter dem Gebote des hei-

ligen Gehorsams bezeugen lassen, und uns diese Niederschrift überbracht mit der Versicherung, daß jede Klosterfrau bereit wäre, im Angesichte des Todes zu bezeugen, daß Schwester Egidia also gesprochen hat.“

Der Kardinal hatte sein Erstaunen nicht verbergen können, zumal ihm die Überzeugung sich aufdrängte, daß der Papst die Sache ernst nahm.

„Eure Heiligkeit wollen mir die Frage gestatten, ob der hochwürdigste Legat Cheregato auch die Schwester Egidia selbst gehört und befragt hat über diese rätselhaften Worte, welche an die Sprüche einer Pythia erinnern.“

Innozenz schien den leisen Spott in diesem Vergleiche des heiligmäßigen Kardinals zu überhören. „Bischof Cheregato“, fuhr er fort, „hat die Schwester Egidia zu sehen verlangt und ihr befohlen, zu offenbaren, wie sie zu dieser merkwürdigen Rede gekommen sei. In tiefer Beschämung und unter bitteren Tränen habe sie um Verzeihung dafür gebeten, daß sie unaufgefordert zu den Schwestern gesprochen, habe aber erklärt, sie hätte sprechen müssen. Keines von allen Worten sei von ihr selbst gewesen, sie habe bloß das laut ausgesprochen, was sie im Geiste sich vorsagen hörte. Als Kardinal von Santa Cäcilia“, fügte der Papst an, „habe ich schon von der Schwester gehört und sie auch einmal gesprochen, und ich kann bestätigen, daß ihre Liebe zur Verborgenheit und Zurücksetzung, ihr Gleichmut in schweren Leiden und ihre Pflichttreue im kleinsten von allen Mitschwestern anerkannt sind. Das fällt gewiß in die Wagschale.“

„Eure Heiligkeit mögen mir erlauben, noch eine Vermutung auszusprechen — bei voller Anerkennung aller Tugenden dieser Schwester. Wäre es nicht denkbar, daß infolge der schrecklichen Gerüchte und Verbreitungen über die Türkengefahr ihr Geist in Verwirrung geraten wäre, und daß die erregte Einbildungskraft ihr jene Worte auf die Lippen gelegt hätte?“

Innozenz nickte. „Gewiß sind diese Zweifel berechtigt und notwendig. Aber die Abtissin und der ganze Konvent von Santa Cäcilia bezeugen, daß Schwester Egidia auch jeder Überschwenglichkeit stets fremd war und daß sie in der Einfall eines Kindes sich auf ihren Pflichtenkreis beschränkt hat. Bischof Cheregato ist im Ernste in sie gedrungen, zu erklären, was denn ihre Worte bedeuteten und was sie überhaupt wisse von dem behaupteten Einzug des Großtürken in unserem vatikanischen Palaste. Darauf

hat Egidia die Antwort gegeben, sie wisse gar nichts von der Zukunft und wisse auch nicht, wer der Großtürke sei. Was sie damals zu ihren Schwestern sagte, habe sie sagen müssen, und es sei ihr gewesen, als beginge sie eine Sünde, wenn sie jene Worte nicht gesprochen hätte. Das arme Kind, hat unser Legat gesagt, habe einen bedauernswerten Eindruck gemacht bei dieser Inquisition und sei tief unglücklich gewesen darüber, daß sie überhaupt habe vor ihm erscheinen müssen.“

„Bischof Cheregato hat ihr gewiß auch vorgehalten“, bemerkte Kardinal Barbo noch, „daß ihr Spruch vom Großtürken und dem Nachfolger Petri doch einen ganz unglaublichen Widerspruch enthält und deshalb keinen vernünftigen Sinn haben kann.“

Das hatte er mit einer scharfen Betonung gesagt.

Innozenz blickte ihn an und erwiderte: „Auch wir haben uns das Gleiche gesagt, als man uns den Wortlaut jener vermeintlichen oder wirklichen Vorhersehung mittheilte. Wenn der Großtürke im Vatikan seinen Thron aufschlägt, dann ist Rom erobert und in der Gewalt Mohammeds. Und daß in diesem Falle der Nachfolger Petri — ob nun wir es sind oder unser Nachfolger — voll des Trostes sein solle, das ist ein unvereinbarer Gegensatz, eine volle Unmöglichkeit.“

„Ein Orakelspruch, würdig der Zweideutigkeit aller Weisheiten aus Milet und Delphi“, wagte Kardinal Barbo zu bemerken; „oder soll der zweite Satz bloß ein billiger Trost sein für den Fall, daß der erste eintrifft?“

„Dafür nehme ich die Sache zu ernst“, entschied Innozenz. „Wir wissen ja wohl, daß der Herr bei seiner Kirche bleibt bis zum Ende der Tage, und wir möchten auch mit der ganzen Christenheit des Glaubens sein, daß Rom der Sitz des Papstes bleiben wird in allen Stürmen der Weltgeschichte, und das ist gewiß der größte Trost; aber wenn auch nur zeitweilig der Fürst der Ungläubigen unsere Stadt beherrschte, so würde uns wohl das Herz brechen vor dem Schmerz und der Schmach solch einer entsetzlichen Heimsuchung. Und doch wollen und können wir den Gedanken nicht von der Hand weisen, als ob in den merkwürdigen Worten der frommen Jungfrau in Santa Cäcilia für uns eine Wahrheit und ein Trost enthalten ist.“

„Es bedarf ja nur eines Wortes *„Curer Heiligkeit“*“, meinte jetzt Barbo, „so erscheint die Schwester Egidia mit der

Äbtissin im Vatikan, um persönlich Rücksicht zu geben.“

„Das möchte ich vermeiden; Schwester Egidia soll nicht aus ihrer Verborgenheit herausgeholt werden. Eher könnten wir uns entschließen, eines Tages wiederum einmal der Kirche der heiligen Cäcilia unseren Besuch abzustatten und bei dieser Gelegenheit auch im Kloster vorzusprechen. Aber vorerst wollen auch wir uns genügen lassen an dem Wortlaut dessen, was die Schwester auf zugendwelche Eingebung hin gesprochen hat. Würden nicht so viele Anzeichen darauf hinweisen, daß wohl noch fürchtbare Heimsuchungen über Rom kommen werden, so könnten wir ruhig darüber hinweggehen, aber wir können die Befürchtung nicht ganz abweisen, daß Gott uns durch den Mund dieser einfältigen und demütigen Person ein Zeichen hat zukommen lassen wollen.“

Bei diesen Worten richtete der fromme Kardinal wie fragend seinen ersten Blick auf den Papst. Dieser schien ihn verstanden zu haben und fuhr fort: „Wie wir gesagt haben, ist es nicht das erstemal, daß die Schwester von Santa Cäcilia Worte gesprochen hat, welche über das menschliche Erkennen hinausgehen. Als vor Jahresfrist die Leiche des antiken Mädchens gefunden wurde, welche von ganz Rom als ein Wunder angestaunt wurde und alles entzückt war von der Schönheit der jungen Heidin, hat sie die rasche Verwesung derselben vorausgesagt und hat zugleich erklärt, in Rom befinde sich der Leib einer christlichen Heiligen, der in Wahrheit unversehrt erhalten sei und ihr gebühre die Verehrung des römischen Volkes. . . Was es damit für eine Bewandnis hat, wußte sie selbst nicht, aber das schließt nicht aus, daß sich solch ein wunderbarer Fund noch zeigte.“

„Und dann“, schloß Innozenz, „wäre es wahrlich nicht das erstemal, daß in der ewigen Stadt sich Gottes Barmherzigkeit durch fromme und heilige Seelen in besonderer Weise offenbarte, und daß der Statthalter Christi Botschaft erhielte aus dem Munde von Unmündigen und Kindern, welche Gott gewählt hat, um die Weisen und Wissenden der Welt zu beschämen. So wollen wir auch die neuen Worte der demütigen Nonne in Santa Cäcilia als ein besonderes Zeichen der Zeit beachten.“

„Und wenn alle die Schreckensgerüchte und Verbreitungen den Erfolg hätten, daß die Römer und die übrige Christenheit sich zur Buße und zum gemeinsamen Gebet wendeten und abkehrten von

den großen Verwirrungen der Zeit, dann wäre gewiß erreicht, was Gott will, und dann könnte seine Barmherzigkeit noch in letzter Stunde das nahende Gericht abwenden, wie zur Zeit des Propheten Jonas in Ninive.“

Rom stand im Zeichen des Türken-schreckens. Nicht daß die Ungläubigen schon in der Ewigen Stadt eingezogen oder doch auf dem Anmarsch gewesen wären — aber das ganze Volk war erfüllt und betäubt von dem Wahne, daß Bajazets Heeresmassen sich unaufhaltsam heranwälzten und der Hauptstadt der Christenheit das Schicksal Konstantinopels bereiteten. Noch waren ja keine vierzig Jahre vorüber seit jenen furchtbaren Ereignissen. Von Mund zu Mund und von Haus zu Haus ging der Ruf: „Die Türken kommen“, und tausend neue Schreckensnachrichten verbreiteten sich. Mehr als ein halbtausend türkische Schiffe seien von Ostia aus gesichtet mit dem Kurs gegen diesen Hasen, ebenso viele haben bereits Ankona genommen, Loreto und Foligno stehen in Flammen, und Flüchtlinge wissen von den grausamsten Taten der ungläubigen Mordbrenner zu berichten. Grauenhafte Einzelheiten wurden weitererzählt, aber niemand wußte, von wem diese Mitteilungen stammten.

Alle Geschäfte ruhten, auf Gassen und Plätzen und vor den Kirchen standen viele beisammen in erregtem Gespräche, in den Häusern hörte man jammern und weinen, zwischenhinein wieder laut beten. Die Männer stritten sich, ob es besser sei, Rom, das ja doch gut befestigt sei, bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen und für den Glauben zu sterben, oder aber von vornherein auf jeden Widerstand zu verzichten, um vom Feinde Schonung und Gnade zu erhalten. . . . Einige meinten, es wäre besser, die Stadt selbst in Flammen aufgehen zu lassen, ehe man sie den Türken übergebe, und die Priester und Mönche, welche teilweise zur Besonnenheit mahnten, wurden kaum gehört.

Jetzt hörte man die Losung: „Fort aus der Stadt ins Gebirge, um wenigstens das Leben zu retten“, und tatsächlich sah man nicht wenige Flüchtlinge, Männer und Frauen, welche eilig die Abhänge des Janiculus hinanstiegen, mit ihren schwer bepacten Eseln, Maultieren und Rossen.

Jedes wußte etwas anderes, keines verstand mehr das andere, die Angst hatte

die Köpfe der so leicht erregbaren Massen völlig verwirrt. . . .

Auch Signor Lippi, der Vormund Lucretias, konnte sich der allgemeinen Aufregung nicht entziehen. Und Jakopa Maldente, der vornehme Substitut seines Onkels in der päpstlichen Geheimschreiberei, welcher sich soeben auch eingefunden hatte — er war seit jenem Zusammentreffen an der Süberbrücke zu Lucretias Widerwillen schon öfter in der Casa Lippi eingekehrt — trug noch weiteres bei zur Vermehrung der Sorgen.

Wie zu einem allmächtigen Retter in der Not schaute Lippi auf zu dem feingekleideten Signore, der in selbstbewußter Haltung, die Hand am Degen, zu ihm sprach, mehr aber noch über den Vormund hinweg zu Lucretia, die ganz im halbdunklen Hintergrund saß neben der Türe zur Küche und nicht aufblickte.

„Die Ungläubigen“, sagte er, „stehen morgen und übermorgen noch nicht vor den Mauern, aber daß sie bald da sein werden, darüber ist man auch in unseren Kreisen nicht im Zweifel.“

„Ist es wahr, daß man auch im Vatikan an Flucht denkt“, fragte Lippi, „will Innozenz auch Rom verlassen?“ Schwere Angst klang aus dieser Frage, denn wenn der Papst floh, dann mußte die Gefahr aufs höchste gestiegen sein. Auch Lucretia richtete bei dieser Frage erwartend das Auge auf den Oberschreiber, und über dessen Gesicht ging dabei kaum merklich ein Zug der Befriedigung und Genugtuung.

„Allem nach hat seine Heiligkeit noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt“, erwiderte er wichtigtuend, „doch werden viele Kostbarkeiten verpackt und in die Engelsburg verbracht. Man vermutet, daß der Papst sich beim Anmarsch der Ungläubigen auch dorthin zurückziehen werde. Die Hadriansburg ist ja uneinnehmbar.“

„Gott sei Dank“, kam's unwillkürlich aus dem Munde der Jungfrau.

„Mit einer ausreichenden Besatzung tapferer Streiter“, fuhr Maldente fort, und warf sich in die Brust, um anzudeuten, daß er sich auch dazu zähle, „kann sich die Engelsburg halten, so lange die Lebensmittel reichen, mit Gewalt und auch mit Feuer ist sie nicht zu nehmen.“

„Gott sei Dank“, wiederholte Lucretia, „so ist doch der Heilige Vater bei uns.“

(Fortsetzung folgt).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.  
Verantwortlicher Redakteur Vater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen  
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

Osterreich, Wien I. Franziskanerplatz 4.  
 Gott will es! Das war die Lösung der Kreuzfahrer. Auch heute noch hat dieses Wort seine Geltung: Gott will es, daß die heiligen Stätten der Kirche Christi erhalten bleiben, und er will auch, daß wir sie der Kirche erhalten helfen.

**Lourdespilgerfahrten 1932.** Die nächsten Sodalen- und Volkswallfahrten (die 33. und 34.) sind wieder mit direkten Sonderzügen für 5. Mai und 3. August geplant. Aufenthalt wird genommen in Salzburg, Innsbruck, Einsiedeln, Brunnen (Fahrt über den Vierwaldstättersee) Luzern, Freiburg, Genf, Parahle-Monial, Nevers, Paris, Lisiere, Biarritz, Lourdes, Toulouse, Marseille, Nizza, Monaco, Genua, Mailand, Bozen und Zell am See. Reisedauer 17 Tage. Näheres in den Prospekten des Marianischen Lourdeskomitees (per Udr. R. Zeilberger, Steyr, Ob. Österr., Enge 7). Gegen Einbringung einer Spende (eventl. in Briefmarken, auch ausländischen) zugunsten des Lourdeskirchenbaues in Schneegattern, wird dem Prospekt auch das reich illustrierte Lourdesjahrbuch 1932 (Kalender) beigelegt, das eine Pilgerfahrtsbeschreibung, sowie interessante Berichte über wunderbare Vorkommnisse in Lempias, Fatima, Ezquioga, Canfanaro, Konnersreuth und neue Heilungsberichte aus Lourdes enthält.

**Englische Aristokraten im bürgerlichen und proletarischen Erwerbsleben.** Viele der großen Vermögen englischer Aristokraten sind nach dem Weltkrieg schwer erschüttert, zum Teil vernichtet worden. Die Zahl englischer Aristokraten, die ihren Lebensunterhalt in bürgerlichen Berufen oder auch in ausgesprochenen proletarischen Stellungen verdienen müssen, ist nach einer Übersicht im „Wiener Neuen Journal“ sehr bedeutend. Sir John Fudge war Straßenbahnschaffner, Kellner, Hafenarbeiter, Gehilfe in einem Schuhgeschäft und ist heute Versicherungsbeamter. Graf Berg führt einen Laden für Damenhüte, die seine Frau selbst herstellt; der jüngste Sohn des Grafen Dahnayon ist Kartoffelschäler in

einem großen Londoner Hotel, wo er sechs Pence die Stunde verdient; der frühere englische Major Henry Layton, Bruder eines englischen Grafen, ist Schankwirt im Marktviertel von Smithfield, der junge Graf Ossulstone verdient sein Brot als Taxi-Chauffeur; Lord Cecil Gernatur ist Autovermieter in Nizza geworden; Lord Effingham Büroangestellter bei einem Börsenmakler; Lord Dalsel besitzt ein Milchgeschäft in Glasgow; Lord Barlay ist Versicherungsagent; Marquis Milford Haven, ein weitläufiger Verwandter des Königs von England, hat in Amerika einen Posten als Beamter an der New-Yorker Börse angenommen. Lord Gorel hat einen Verlag für billige populäre Bücher ins Leben gerufen. Besonders viele englische Aristokraten sind auf Arbeitsposten in Londoner Garagen zu finden. Lord Portalin ist Angestellter in einer Karosseriefabrik; Graf Nortest und Lord Rotenime sind Verkaufsagenten von Autofirmen. Lord Layton schlägt sich als Tapetier und Dekorateur (wie der russische Großfürst Georgij Georgjewitsch) durch. Viele englische Hocharistokratinnen haben Damenmoden- und Damenhütelons eröffnet; eine Dame aus den höchsten Kreisen der englischen Aristokratie leitet ein Kaffeehaus in London. Manche dieser Aristokraten scheinen ihre neuen Berufe recht lieb gewonnen zu haben. Der junge Sir Reginald Welsley z. B. diente als Liftjunge in einem großen amerikanischen Hotel, als er die Nachricht bekam, daß er ein kleines Vermögen geerbt habe. Er übernahm die Erbschaft und kehrte in seine frühere Stellung zurück!

**Heringe freuen sich ihres Lebens!** Da die Heringsfänge in diesem Jahre außerordentliche Erfolge und eine überreiche Beute brachten, ohne daß aber die Möglichkeit bestand, den Fang zu verkaufen — weil keine Nachfrage war — haben bretonische Fischer ganz einfach kurzen Prozeß gemacht und eine halbe Million Heringe wieder in das Meer zurückgeschüttet. Hei, wie lustig ist es, ein Hering zu sein!

## Gebetserhörungen

Bölling: Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Antonius, dem hl. Sub. Thadd. und besonders der kleinen hl. Theresia v. A. I. für so wunderbare Hilfe.

Heilheim b. Würzburg: Dank dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, dem hl. Sub. Thadd. und der hl. Theresia v. A. I. für Erhörnung in schweren Anliegen und Wiedererlangung einer guten Stelle.

E. E. i. M.: Innigen Dank der Ib. Gottesmutter, dem hl. Josef, hl. Antonius und dem

hl. Sub. Thadd. für erlangte Hilfe. Amosen M. . . .

Herbststein: Dank dem lieben Heiland und der hl. Theresia v. A. I., für erlangte Hilfe.

Erfurt: Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe in einem Anliegen.

Mattenheim: Dank der Ib. Gottesmutter v. d. immerwäh. Hilfe, dem hl. Sub. Thadd. u. dem hl. Antonius für auffallende Hilfe in schweren Anliegen

Paltau: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Ib. Gottesmutter und dem hl. Joseph für glücklich überstandene Operation.

Pinz: Tausendfachen Dank dem hl. Joseph für auffallende Hilfe in verzweifelter, ganz trostloser Lage. Gehet alle zu Joseph.

Graz, Stmk.: Innigsten Dank dem Ib. Gott, U. L. Frau v. hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Mothias, hl. Jud. Thadd., hl. Franziskus, der kleinen hl. Theresia, hl. Florena, dem sel. Johannes Ogilvie, S.J., dem ehrw. Diener Gottes Vater Liberat Weiß, O.F.M. allen Ib. Engeln und Heiligen Gottes u. den armen Seelen, für Hilfe aus schwerer Infektionskrankheit. Veröffentlichung war versprochen.

Steiermark: Innigsten Dank der allerseligsten Jungfrau Maria, dem hl. Joseph, hl. Antonius, für erlangte Hilfe, mit der Bitte um weitere Hilfe. Veröffentlichung versprochen.

Steiermark: Antoniusbrot, für Missionszwecke. Pinz: Unseren innigsten Dank der Ib. Gottesmutter Maria u. der Ib. kleinen hl. Theresia für so schnelle Erhörung unserer Bitte.

Turtmann: Spende für die Taufe eines Heidenkinds als Dankagung für Erhörung in besonderer Anl. dankend erhalten. „Gott lohn's.“

St. Anna: Tausendfachen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem guten hl. Nährvater Joseph, dem hl. An-

tonius, dem hl. Jud. Thadd. und der kleinen hl. Theresia für die Hilfe in einem ganz aussergewöhnlichen Anliegen.

Kleßengrund: Eine Berg-Leserin sendet den Betrag von Mk. . . . zur Taufe eines Heidenkinds auf den Namen Joseph; zum Dank der Ib. Gottesmutter und d. hl. Joseph für erlangte Hilfe.

Makau: Dank dem hlst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Antonius u. hl. Franziskus für Erhörung in Seelenleiden mit der Bitte um Hilfe in einem anderen Anliegen. Almosen anbei. Veröffentlichung war versprochen.

Hagen: Eingekandten Betrag mit herzlichstem Dank erhalten. „Gott vergelt's.“

U. S. L. W.: Von jahrelanger Krankheit und großen körperlichen Schmerzen durch Gebet u. Wallfahrt zur schmerzhaften Mutter Gottes nach Maria Steinbach, befreit.

Bodenheim a. Rh.: In einem großen Anl. nahm ich die Zuflucht zum hl. Joseph und bin erhört worden. Anbei ein Missionsalmosen.

Landweiler: Dank der Ib. Mutter Gottes und der kleinen hl. Theresia für Erhörung in einem schweren Anliegen.

N. A.: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Ib. Gottesmutter für Gebetshilfe.

Mesum: Anbei übersende ich Mk. . . . die ich während meiner Krankheit dem hl. Antonius . . . lobt habe, als Antoniusbrot für die Armen.

## Gebetsempfehlungen

Thadd. um Sinnesänderung meines Mannes u. um Hilfe in schweren Anliegen.

Hölling: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, d. Ib. Gottesmutter und zur hl. Theresia v. R. J., um Gesundheit meines Kindes, um Befreiung meines Mannes und in besonderen Anliegen.

Sonnschl.: Bitte ums Gebet in verschiedenen schweren Anliegen zu den armen Seelen und zur gottseligen Margareta Sinclair.

Seitenberg: Ein Berg-Leser bittet ums Gebet zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der hl. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius und des hl. Franziskus Xaverius u. der hl. Theresia vom Kinde Jesu, um Hilfe in schweren Anliegen. Sendet Mk. . . . als Antoniusbrot.

N. A.: Um einen guten Seelsorger.

S. E. I. V.: Eine Berg-Leserin bittet um das Gebet.

U.: Eine Berg-Leserin bittet ums Gebet zur Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thadd., hl. Ant., hl. Joseph, allen Heiligen u. den armen Seelen um Arbeit für ihren Mann. Bei Erhörung Veröffentlichung und Missionsalmosen versprochen.

Bühlertal: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe und zur hl. Theresia in einer schweren Krankheit um Besserung.

Trrik: Eine Witwe bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. R. J. für ihren Schwiegerohn um Sinnesänderung u. Bekehrung von Trunksucht, für ein Kind wegen Kurzsichtigkeit, für Frau wegen Asthma und sonstige Leiden, und für Tochter wegen Kopf- und Nervenleiden. Bei Erhörung ist größeres Almosen versprochen.

Waldstätten: U. S.: Bitte um das Gebet zur Ib. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Anton. und zur hl. Rita um Gesundheit, gute Berufswahl und in großer Geldnot. Peterstal: Eine schwer Kranke bittet um das Gebet.

B. S.: Eine Familie bittet um das Gebet zur Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia und zum sel. Br. Konrad um Hilfe in schweren Anliegen.

Fr. L. C.: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes, und zum sel. Br. Konrad um Sinnesänderung eines Sohnes und Friede und Eintracht unter den Ge-

schwistern und in der Familie. Bei Erhörung Antoniusbrot und hl. Messe.

Curatsfeld: Innige Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zu U. L. Frau vom hlst. Herzen Jesu, zum hl. Joseph, hl. Ant., hl. Jud. Thadd. u. zur hl. Theresia v. R. J., um baldige Erhörung in mehreren schweren Anliegen. Almosen versprochen.

Curatsfeld: Bitte ums Gebet zu U. L. Frau vom hlst. Herzen Jesu, zur kleinen hl. Theresia v. R. J., zum hl. Ant., hl. Jud. Thadd. um um baldige Erhörung in schweren Anliegen. Almosen versprochen.

Paltau: Bitte ums Gebet zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe u. des hl. Joseph in schweren Anliegen.

Wenigzell: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia u. zum hl. Ant. um Hilfe in einem schweren Anliegen. Danke für alle Hilfe in Anliegen, welche ich durch das Gebet erhalten habe.

Herbstein: Eine Wohltäterin bittet um eine Novene in ihren Anliegen.

Hagenport: Ein Wohlthäter unserer Mission bittet um eine Novene zu Ehren des hl. Anton., des hl. Jud. Thadd. u. der hl. Theresia v. R. J. um Hilfe in einer Krankheit.

Helmmerheim: Ein Wohlthäter bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, der Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Benediktus, hl. Ant. und den hl. 14 Nothelfern, in schwerer Krankheit.

Przawor: Ein Berg-Leser bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Ant. u. zur hl. Theresia v. R. J. in schweren Anliegen.

N. A.: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Ant. u. hl. Joseph um glücklichen Verlauf einer Operation und um Gesundheit der Tochter.

Gr. Strehlich, S. R.: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Ant., hl. Jud. Thadd. und den 14 hl. Nothelfern, um Erhörung einer großen Bitte in Geldangelegenheit. Bei Erhörung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

E. C.: Anbei Almosen mit der Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Ant. u. hl. Jud.

**N. N.:** Ein Berg.-Leser bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zum hl. Jud. Thadd., hl. Ant., hl. Augustinus, zur hl. Theresia v. K. S. u. den hl. 14 Nothelfern, um bald eine Arbeitsstelle zu erlangen und um Hilfe in schweren Geldnöten. Bei Erhörnung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

**N. N.:** Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, der Schmerz. Mutter Gottes, hl. Ant., Pater Liberat Weiß u. der hl. Theresia v. K. S. Bei Erhörnung Almosen versprochen.

**Schedlske:** Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Antonius, um Hilfe in finanzieller

Not und Anstellung ihres Gatten. Bei Erhörnung folgt Missionsalmosen.

**M. D.:** Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet um Hilfe in schweren Halsleiden. Almosen anbei. Kreuzau: Bitte um das Gebet zur Ib. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius u. zum hl. Jud. Thaddäus um Beschäftigung und Hilfe in anderen schweren Anliegen.

**Hörben:** Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zur Ib. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Ant., zur hl. Theresia o. K. S. und zur hl. Rita, in einem Verursanliegen für den Brautgarn. Bei Erhörnung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

## Es starben im Herrn

**Eichbühl:** Frau Kutter, langjährige Leserin des Verghemeinichts.

**Gemünden:** Philipp Hartmann. Gerbrunn: Johann Göltenbock. Grensheim: Andreas Ghalb. Rottenbühl: Anna Döfler. Frauenornau: Elise Rappold. Bergimpen: Heinrich Segenwiz. Windischbühl: Christine Pfeifer. Reisingen: Anna Böd. Einsheim: Franziska Scheidel. Stähling: Frau Steinherr. Freiburg: Gottfried Stegler. Ambringen: Heinrich Mörder. Wagenhalben: Anton Genal. Allfeld: Franz Mathes und Maria Mathes. Dieuri: Maria Reichert. Zwinger: Frau Rainzbauer. Ochsan: Ursula Mittenberger, Franz Eber. Weingarten: Anna Baur. Reischach

Franz Königsbauer. Otrach: Ignaz Schuler. Amberg: Maria Rief. Zapfendorf: Friedrich Ditsch. Siefenstodheim: Ursula Müller. Neudorf: Georg Zint. Straubing: Maria Hendl. Göthweinsten: Johann Bauer. Oitersweihen: Maria Trapp. Theresia Schmidt, Ignaz Seiler und Maria Anna Falk. Kalbach: Kath. Müller. Würzelen: Frau Mertens, Simon Franzen. Gelsenkirchen: Frau Augusta Labusch, Frau Anna Weidenböner, Frau Franziska Kertruff, Franz Neuhaus. Schönedden: Kath. Thieltes. Altwanzen: Mathilde Langner, Reinert Langner. Hindenburg: Anastasia Gabrysch. Biskupitz: Hubert Ernst.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

## Büchertisch

**Unter der Sonne der Eucharistie.** Erinnerungen einer Mutter. Übertragen von Gertrudis zu Hohenstein. Mit einem Geleitwort von M. Ignatia Brems. 123 Seiten. Kart. M. 1.50, Ganzl. M. 2.40. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

**Die Seelengeschichte eines Kindes.** Ein ganz ausgezeichnetes Büchlein und hervorragend geeignet für Mütter, deren Kinder zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet werden.

**Der Bluffegen Christi.** Wechrufe an das katholische Herz. Von P. Cajus Gressner, O.F.M. 31 Seiten mit Titelbild. Brosch. 25 Pfennig. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Billingen, Baden.

**Der heutige Katholik** steht im Gegensatz zum Archisten vielfach zu kalt und beziehungslos am Opferaltar. Unser Schriftchen möchte die heilige Messe wieder zum warmen Erlebnis des Kreuzesopfers Christi werden lassen.

**Kindlichkeit und Hingabe,** wie sie die hl. Theresia v. K. S. geübt hat. 31 Seiten mit Titelbild. Preis 25 Pfennig. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Billingen, Baden.

War man bisher im Zweifel, ob es in der Fülle der Theresienliteratur noch ein Lücke auszufüllen gäbe, so wird man durch diese neueste Theresien-schrift eines Besseren belehrt. Klein — aber fein. Verbreitet das Schriftchen in Massen im Volk, denn es ist es wert!

**Kindermacht.** Des Kindes Zwiegespräch mit Jesus. Von Monsignore Johann Mörzinger, Schriftleiter des Wiener-(Großen-) Kirchenblattes, des Jugendkirchenblattes und des Kleinen Kirchenblattes. Vier Bändchen. (Für die Osters-, Pfingst-, Weihnachts- und Fastenzeit.) Anlage jedes Bändchens 10 000. Verlag: Bucherei des Kleinen Kirchenblattes, Wien I., Stephans-Preis für ein Bändchen bloß 12 Pfennig und Porto.

**Klosterneuburger Liturgiekalender „Das Jahr des Heiles 1932“.** Von Prof. Dr. Pius Parsch. 1. Band: Weihnachtszeit. 2. Band: Osterzeit. 3. Band: Pfingstzeit. Lieferbar ist der erste Band. Preis: Ganzleinen M. 3.20. Verlag: Volksliturgisches Apostolat, Klosterneuburg bei Wien.

Wer kennt dieses Jahrbuch nicht? Tausende erwarten jedes Jahr sein Erscheinen und immer wieder bringt es Neues und Wertvolles. Es erfasst weit über die Grenzen alle liturgisch Interessierten. Diesmal ist es für den dauernden Gebrauch umgearbeitet worden, so zwar, daß alljährlich nur ein kleines Direktorium ausgetauscht zu werden braucht. 32 Kunstbeilagen verschönern den ohnehin reichen und wertvollen Text.

**„Der Rosenkranz“.** 15 Scherenschnitte von M. Edelwida O.F.M. mit Versen von Johannes Schud. Broschüre M. 1.20, 15 Postkarten M. 1.20. Verlag: Fränkische Gesellschaftsdruckerei Würzburg GmbH, Echter-Verlag.

**Marienliebe, Bildkunst und Wortkunst** haben hier zusammen ein Werkchen voll inniger Frömmigkeit und fesselnder Schönheit geschaffen. Wer diese Scherenschnitte mit ihren Verhaltnen und doch so sprechenden Gebärden betrachtet und sich in die süße, oft Volksliedhafte Poesie dieser Verse versenkt, der muß Maria noch mehr lieben und wird den Rosenkranz noch fester um die Hand schlingen und ihn noch lieber und andächtiger beten als bisher.

**Mag Viber: „Von Gas, Granaten und Soldaten“.** Preis brosch. M. 3.— Verlag: Fränkische Gesellschaftsdruckerei Würzburg GmbH. Das Buch ist mit dem Herzblut eines katholischen Frontkämpfers geschrieben. Der Verfasser, der als Kriegsfreiwilliger einrückte, an den verschiedenen Fronten kämpfte, und zuletzt als Leutnant in einem Reichswehr-Infanterie-Regiment war, trägt heute das Ordenskleid.

# Auf! Dem Kreuze nach!

Von D. W. Mut

3. verbesserte Auflage. 190 Seiten; mit 16 Scherenschnitten von M. Edelwida, O. S. Fr. Preis geb. RM. 2.80, kart. RM. 1.80

Am 17. September 1919 starb nach segensreicher Wirksamkeit im Alter von 74 Jahren in Freiburg in der Schweiz der hochwürdigste Herr Prälat Johannes Eb. Kleiser, Chorherr der Liebfrauenkirche, apostolischer Protontotar und Generalassistent der Liga „Pro Pontifice et ecclesia“. Wenige Minuten vor seinem Sterben verlangte der hohe Prälat, daß man ihm noch einmal aus dem schönen Buche „Auf! Dem Kreuze nach!“ vorlese. Die ehrwürdigen Schwestern des Marienheims, in dem der hohe Prälat lebte und starb, versichern, daß ihm dieses Buch stets eines der liebsten gewesen sei.

**St. Josephs-Verlag**  
Reimlingen